Band 872 ● 2.20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Templer-Friedhof

Band 872 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Der Templer-Friedhof

John Sinclair Nr. 872

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 21.03.1995

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Der Templer-Friedhof

Das silberne Skelett saß auf dem Knochensessel und hielt den Revolver auf mich und den Abbé gerichtet. Wir hatten mit vielen Dingen gerechnet, nur damit nicht, zumindest hatten sich unsere Gedanken um einen entspannenden Abend gedreht, aber der war in diesen Augenblicken zerbrochen, ebenso wie die Rotweinflasche, deren Scherben auf dem Boden vor unseren Füßen lagen. Die Gestalt rührte sich nicht!

Als knochiges Monstrum hockte sie auf einem ungewöhnlichen Sessel, dabei stand die gelblichbraune Farbe des Knochensessels in einem krassen Gegensatz zu dem zuckenden Leuchten des Skeletts. Der Abbé regte sich nicht. Ich spürte, wie sich mein Magen zusammenzog, denn ich mußte einfach davon ausgehen, daß der knöcherne Rächer schießen würde, er hatte es schon zweimal getan, zuletzt bei Joseph Lacombe, und bei diesem Mord war ich Zeuge gewesen.

Hier aber zögerte es.

Der rechte Knochenfinger war um den Abzug gekrallt. Eine geringe Bewegung nur, und die Mündung der Waffe würde uns den Tod in Form einer Kugel entgegenschicken.

Ich stellte mir die Frage, wen es wohl zuerst erwischte.

Daß dieses silberne Skelett nicht mit Hector de Valois identisch war, hatten wir inzwischen herausgefunden. Es drehte sich jetzt um die Frage, wer dahintersteckte, doch eine Antwort würden wir wohl nicht mehr erhalten.

Keiner von uns wußte, wieviel Zeit vergangen war und wie lange wir in die Mündung gestarrt hatten. Ich zumindest hatte trotz des Stresses erkannt, daß diesmal das richtige Skelett vor mir hockte, denn tatsächlich fehlte an einem Schädel ein Stück Knochen, den hatte Suko auf der Landstraße gefunden.

Ich sah nur den Knöchernen. Es gab nichts anderes mehr. Die Wände-des doch relativ großen Arbeitszimmers waren zusammengerückt. Sie hatten alles kleiner gemacht, denn durch die Anspannung war mein Gesichtsfeld eingeengt worden, und mir fiel ein, daß ich noch immer auf die Kugel wartete.

Der knöcherne Rächer schoß nicht.

Etwas anderes geschah.

Es sah unheimlich aus, man konnte es auch nicht erklären, aber der Sessel geriet in starke Vibrationen. Er begann sich zu schütteln, und ich befürchtete schon, daß er im nächsten Augenblick unter dem Druck des anderen zusammenbrechen würde.

Aber er war stark, sehr stark sogar. Und er sonderte Kräfte ab, die einzig und allein auf den knöchernen Rächer fixiert waren. Täuschte ich mich, oder verschwamm die Gestalt plötzlich vor meinen Augen?

Ja, sie war nicht mehr so fest, sie war dabei, sich aufzulösen, und etwas schob sich dabei immer näher heran.

Ich konnte es nicht genau erkennen, sah nur den rötlichen Schein einer untergehenden Sonne im Hintergrund oder ein ähnliches Farbenspiel, sah große Vögel, geierähnliche, träge durch die Luft segeln, sah auf dem Boden zahlreiche bleiche Gebeine und im Vordergrund schattenhaft eine unheimliche Gestalt, die mit der rechten Hand einen langen Stock umklammert hielt, auf deren Spitze ein Totenschädel steckte. Die Gestalt war völlig haarlos, hatte aber einen Bart, der sich wie ein schwarzer Schatten um Mund und Kinn gelegt hatte. In der linken Hand hielt sie einen Dolch, während der Körper in ein violettes Gewand eingewickelt war.

Eine Momentaufnahme, mehr nicht, aber für mich ungemein einprägsam.

Dann war sie weg!

Nicht mehr zu sehen. Verblüfft starrte ich auf den leeren

Knochensessel.
Ich spürte in meinem Innern den Druck. Wohl auch deshalb, weil ich zu lange den Atem angehalten hatte. In meinem Kopf rauschte es. Neben mir bewegte sich der Abbé, was ich kaum zur Kenntnis nahm, denn ich dachte wieder über den Knochensessel nach.
Er war etwas Besonderes. Man konnte ihn im weitesten Sinne als Zeitmaschine ansehen, denn durch ihn war es möglich, in andere Dimensionen zu reisen, so war er unter anderem das Tor zu Avalon, und er war einmal ein Mensch gewesen. Man hatte ihn aus dem Gerippe des letzten Templer-Führers Jaques Bernard de Moley geformt, aber das war in diesen Augenblicken nicht wichtig.
Ich reagierte wie ein Mensch, der seinen eigenen Augen nicht trauen wollte. Vorsichtig näherte ich mich dem Knochensessel.
Dicht vor ihm blieb ich stehen.
Dann berührte ich ihn. Meine Hand strich über das Gefüge der Knochen hinweg, und ich glaubte noch, eine Restwärme zu spüren, die einmal in den Gebeinen gesteckt hatte. Ich tastete ihn ab, die Wärme blieb, sie war weder schwächer noch stärker geworden, und als ich mich umdrehte, war das Rätsel nicht gelöst.
Der Abbé und ich schauten uns an. Bloch stand inmitten der Rotweinlache, und auch meine Schritte hatten feuchte Trittspuren auf dem Boden hinterlassen.
Mein Templer-Freund hob die Schultern.
Ich nickte.
»Also ist es auch dir ein Rätsel, John.«
»Erraten.«
»Soll ich jetzt sagen, daß es schade um den guten Wein ist, oder sollen wir uns dazu gratulieren, daß wir beide noch am Leben sind. Wie siehst du das?«
»Es ist mir egal, mach was du willst.«
»Okay, John. Ich werde die Splitter sammeln und die Lache aufwischen. Danach hole ich eine neue Flasche. Wir werden sie entkorken, und wir werden reden.«
»Richtig. Die Müdigkeit ist mir vergangen.«
Der Abbé verschwand. Ich kümmerte mich um die Scherben, holte mir einen Papierkorb heran, in die ich die Glasstücke legte, und vergaß auch nicht, dem Sessel hin und wieder einen Blick zuzuwerfen, aber bei ihm tat sich nichts.
Von Müdigkeit konnte bei mir wirklich keine Rede mehr sein, obwohl wir harte Stunden hinter uns hatten. Nur Suko hatten wir ins Bett schaffen lassen. Er lag in einem der Gästezimmer und würde sich hoffentlich gesund schlafen, denn Joseph Lacombe hatte ihn angeschossen. Am Kopf war er von der Kugel erwischt worden. Ein wenig tiefer nur, und es hätte ihn gegeben.

Bloch kehrte zurück und wunderte sich, daß die Scherben schon verschwunden waren. Die neue Flasche Wein hielt er fest in der rechten Hand. Er hatte noch einen Helfer mitgebracht, der mit einem feuchten Wischlappen den Wein wegputzte. Als der Boden einigermaßen trocken war, verstaute er den Lappen in einem mitgebrachten Eimer und ließ uns allein. Blochs Dank begleitete ihn.

»Setzten wir uns, John?«

»Gern.«

Der Abbé hatte die Flasche bereits entkorkt. Er holte aus einem Schrank zwei geschliffene Kristallgläser, schenkte sich selbst einen kleinen Schluck ein, probierte ihn, schluckte, lächelte mich an und sagte: »Er ist wunderbar, John.«

»Den haben wir uns dann verdient.«

»Und ob.« Er schenkte ein. Ich schaute zu, wie der Wein zuerst in mein und dann in das Glas des Abbé floß. Die Flasche stellte er an den rechten Tischrand, hob sein Glas an und trank mir zu.

»Auf uns.«

»Auf unser Leben.«

»Das ist gut, John.«

Bloch hatte nicht gelogen. Der Wein war wirklich exzellent. Er rann durch meinen Mund samtig und geschmackvoll und öffnete sich schon, bevor er noch durch die Kehle in Richtung Magen floß.

Er besaß noch einen sehr langen Nachklang, und ich konnte ihn wohl deshalb so genießen - der Abbé übrigens auch -, weil wir noch mal mit dem Leben davongekommen waren und nun die alten neuen Freuden besser genießen konnten.

Wir saßen uns gegenüber, blickten uns in die Augen, und der Abbé bewegte seine Lippen. »Es war kein Traum, John…«

»Das war es nicht.«

»Der Knochenrächer hat also auf dem Sessel gehockt.« Bloch warf ihm einen Blick zu. Er hob die Augenbrauen und machte ein Gesicht, als könnte er es noch immer nicht begreifen. »Aber jetzt ist er verschwunden - einfach so. Und wir haben uns nicht geirrt.«

Ich ließ wieder Wein über meine Zunge gleiten und schnitt ein bestimmtes Thema an. »Ist dir vielleicht etwas aufgefallen, Abbé?«

»Nein - warum? Was sollte mir denn aufgefallen sein?«

»Als das Skelett verschwand…«

»Ja, da war es weg.«

Ich lächelte über die etwas naive Antwort. »So meine ich das nicht, Abbé. Bevor es in die andere Zeitströmung oder Dimension eintauchte, sah ich, wie sich ein fremdes Bild oder eine Szene aus dem Hintergrund hervorschob.«

»Bitte?«

Diese Antwort bewies mir, daß er tatsächlich nichts gesehen hatte

und nur mir die Szene aufgefallen war.

»Kannst du sie mir erklären oder beschreiben?«

Das tat ich nach dem nächsten Schluck Wein. Der Abbé hörte aufmerksam und zugleich erstaunt zu, aber helfen konnte er mir vorerst nicht. Dennoch zeigte sein Gesicht einen grübelnden Ausdruck. Für mich ein Beweis, daß er über etwas nachdachte.

»Diesen Mann, John, diesen Fremden - kannst du ihn mir noch einmal genauer beschreiben?«

»Ich habe alle Details aufgezählt, die mir in Erinnerung geblieben sind.«

»Tu es trotzdem.«

Ich hatte schon längst bemerkt, daß es in ihm arbeitete. Deshalb bekam er die Hilfe, um sich an die Lösung heranzutasten, und er saugte jedes Wort, das ich ihm sagte, auf wie ein trockener Schwamm die Wassertropfen. Danach schwieg er und gab mir die Chance, wieder zwei kleine Schlucke des köstlichen Weins zu nehmen.

»Nun ja«, murmelte er über den Tisch hinweg.

»Ist das deine ganze Antwort?«

Er winkte ab. »Nicht so eilig, junger Freund. Ich muß nachdenken, um nichts Falsches zu sagen. Dann sind wir hinterher auf der verkehrten Schiene.«

»Entschuldige, aber auch ich habe das Geschehen noch nicht ganz verkraftet.«

»Kein Problem, John.«

Ich ließ ihn in Ruhe, beobachtete den Freund jedoch voller Spannung und Interesse.

Bloch grübelte weiter. Manchmal murmelte er Worte, die ich nicht verstand. Er erklärte sich auch nicht, fragte noch einmal nach der Beschreibung dieses Mannes, nickte und schlug plötzlich mit der flachen Hand auf den Tisch, so daß die beiden Weingläser anfingen zu hüpfen. Bevor ich noch eine Frage stellen konnte, stand er auf, stemmte die Hände zusammen und sagte zu mir: »Ich denke, ich hab's.«

»Wieso?«

Er lächelte und drehte sich weg. »Laß dich überraschen, John.« Der Abbé ging zu einem hohen Schrank, hinter dessen Glastür sich Bücherrücken abmalten. Dort standen die Werke, die für ihn wertvoll waren und nicht dem täglichen Staub ausgesetzt werden sollten. Er öffnete eine Türhälfte und ließ die Blicke über die Buchrücken wandern, wobei ihm eine kleine Leuchte zusätzliches Licht gab.

Ich hatte mich ebenfalls auf meinen Stuhl gedreht und mich so hingesetzt, daß ich den Knochensessel betrachten konnte. Was ich gesehen hatte, war phantastisch gewesen, und ich stellte mir natürlich die Frage, ob dies der Wahrheit entsprochen oder ich mir die Dinge

nur eingebildet hatte. Für letzteres gab es keinen Grund. Dieser unheimliche Mann in der fremden Umgebung war kein Produkt meiner eigenen Vorstellungskraft. Ich hatte ihn gesehen und war nur nicht in der Lage, ihn einzuordnen.

Der Abbé hatte gefunden, wonach er gesucht hatte. Ich hörte ihn leise lachen. Gestreckt stand er vor dem Bücherschrank und holte ein sehr dickes und schweres Buch hervor, dessen Einband alt und wertvoll aussah. Er trug das Fundstück auf beiden Händen und legte es mitten auf den Tisch. Ich hatte inzwischen die Lampe über dem Tisch eingeschaltet, um besser sehen zu können.

»Das muß es sein«, erklärte Bloch. Er legte seine Hand auf den Buchdeckel. »Ein Fund, auf den ich stolz bin.«

»Welchen Inhalt hat das Buch?«

Der Templer lächelte. »Keinen, wenn man es genau nimmt. Es ist nichts geschrieben worden. Dieses Buch beinhaltet alte Zeichnungen. Du weißt selbst, daß es zu Zeiten der Kreuzzüge keine Fotografen gab. Man nahm also Zeichner mit, um die Heldentaten der Ritter und Kämpfer für die Nachwelt festzuhalten. Irgend jemand hat die alten Bilder oder Holzschnitte wohl gefunden, und dieser Jemand war davon so fasziniert, daß er sie nachgemalt hat. In diesem Buch wirst du zahlreiche Bilder von Schlachtfeldern im Orient sehen, aber auch Ritter, die sich voller Stolz damals haben malen lassen. Ich war lange Zeit blind gewesen und habe mir das Buch dann, als ich endlich wieder sehen konnte, sehr genau angeschaut. Dabei ist mir einiges in Erinnerung geblieben. Die Bilder sind wirklich ein Dokument einer Zeitepoche, und alle sind noch sehr gut erhalten.« Er schlug das Buch auf und zeigte mir das erste Bild.

Er traf direkt mitten ins Ziel. Auf zwei Seiten war das Gemälde einer Schlacht abgebildet. Kreuzritter schlugen auf flüchtende Muselmanen ein, die versuchten, sich in den Gassen von Jerusalem zu verstecken. »Das war noch vor dem Jahre 1187.«

»Woher weißt du das?«

Bloch lächelte. »In diesem bewußten Jahr fiel Jerusalem wieder in die Hände der Muselmanen. Die Templer haben sich anschließend nach Zypern zurückgezogen und dort ihren Hauptsitz gehabt. Aber darum geht es in diesem Fall nicht, denke ich.« Er blätterte weiter. »Ich suche ein ganz bestimmtes Bild.«

»Mit einem Mann als Mittelpunkt.«

»Genau.«

»Den Glatzkopf.«

»Erraten, John.«

»War nicht schwer«, sagte ich lächelnd. »Du hast ihn dir sehr genau beschreiben lassen, somit konnte ich davon ausgehen, daß du ihn irgendwo schon einmal gesehen hast.«

»Ja, das stimmt«, murmelte er. »Ich will jetzt nicht auf die strengen Regeln des Ordens damals eingehen, ich möchte nur bemerken, daß nicht alle die Strenge der Verpflichtungen ausgehalten haben, es gab zahlreiche Deserteure und auch Verräter. Waren es viele? Genaue Zahlen sind nicht bekannt, aber eine Reihe von Beispielen schon. Da waren Männer, die, nur um ihr Leben zu retten, zu einem anderen Glauben übergetreten sind. Man hat sie islamisiert. Ich könnte dir jetzt einige Namen nennen, die uns aber nicht weiterbringen, denn ich suche einen bestimmten. Eben den, den du gesehen hast.«

»Dann hat er auch einen Namen?«

»Sicher.«

»Kennst du ihn?«

»Leider nicht aus dem Gedächtnis. Ich weiß allerdings, daß ich ihn in diesem Buch finden werde. Er muß ziemlich mächtig gewesen sein, und nur die Mächtigen haben sich porträtieren lassen. Über sie gab es eben Einzelbilder.«

Bloch hatte wirklich eine Nase für gewisse Dinge. Meine Spannung wuchs. Seite für Seite blätterte Bloch um. Er beruhigte mich immer wieder, daß ich keine Angst zu haben brauchte, denn er hatte sich nicht geirrt.

»Das glaube ich dir.«

»Geduld ist eine Tugend, die mir gefällt«, sagte er leise und blätterte weiter. Zwischendurch trank er einen Schluck Wein, nickte sich selbst zu und lachte plötzlich auf, als er das gefunden hatte, was er suchte.

»Da, John, sieh!«

Ich traute meinen Augen nicht. Auf der rechten Seite des Buchs war tatsächlich die Gestalt abgebildet, wie ich sie gesehen hatte. Der Mann trug dieselbe gleiche Kleidung, nur war er nicht von Vögeln umgeben, aber der düstere Hintergrund war gleich geblieben.

»Ist er das?«

»Und ob - gratuliere.«

»Wie schön«, sagte Bloch. »Dann haben wir ja unseren Freund.«

»Hat er auch einen Namen?«

Bloch deutete mit dem Zeigefinger auf das schmale Textband unter dem Bild. »Da, lies selbst.«

Das tat ich auch, und ich lernte einen Namen kennen, der ein leichter Zungenbrecher war. »Prinz Mleh.«

»Korrekt.«

Ich sagte mir den Namen noch einmal halblaut vor, um dann die Schultern zu heben. »Es tut mir leid, Abbé, aber damit kann ich beim besten Willen nichts anfangen.«

»Das kann ich verstehen. Dieser Prinz Mleh ist eine historische Figur. Ein armenischer Adeliger, ein Prinz aus Armenien eben.«

»Was verband ihn mit den Templern?«

»Er kämpfte auf ihrer Seite.«
»Oh…«
»Zunächst«, schränkte der Abbé ein. »Er ist dann zu einem Verräter geworden, er trat über, sagt man. Er wurde Muselmane, sagt man auch, aber das ist nicht bewiesen.«
»Was sagt man denn noch?«
»Daß er möglicherweise damals schon einem Dämon diente. So genau ist das nicht festgehalten worden. Zumindest könnte ich es mir vorstellen, wenn ich mir die Geschichte des Ordens so anschaue und auch Einzelschicksale durchgehe.«
»Sehr gut«, lobte ich meinen Freund. »Wann hat dieser armenische Prinz denn gelebt?«
»Das war im zwölften Jahrhundert.«
»Ist mir zu vage.«
»In der zweiten Hälfte. Würde dir das reichen? Verlange nicht, daß ich die genauen Geburts- und Sterbedaten kenne.«
»Nein, nein, auf keinen Fall. Aber die Zeitangabe ist für mich schon interessant.«
»Warum?«
»Jetzt kann ich mal schlauer sein«, erwiderte ich lachend und gönnte mir ebenfalls einen Schluck Wein. »Wer ist denn 1157 in Oxford geboren als dritter Sohn Heinrichs des Zweiten?«
Der Abbé lächelte und staunte zugleich. »Du meinst ihn, John? Richard…?«
»Löwenherz«, vollendete ich.
Der Templer schwieg, dann nickte er. »In der Tat, du hast recht, John. Aber glaubst du, daß es zwischen den beiden zu einem Kontakt gekommen ist?«
»Das kann durchaus passiert sein. Richard leitete den dritten Kreuzzug. Er eroberte Zypern und schloß ein Jahr später mit dem Sultan Saladin einen Waffenstillstand. Auf seine Gefangennahme möchte ich jetzt nicht eingehen, ich denke, daß wir uns auf die Zeit beschränken sollten, die er im Orient verbracht hat, und da kann es durchaus sein, daß er mit dem armenischen Prinzen Mleh Kontakt aufnahm. Ob dieser damals schon den Orden verraten hat oder es erst später tat, werden wir wohl kaum erfahren, es sei denn, mir gelingt das Unmögliche.«
Bloch schaute zum Sessel hin. »Eine magische Zeitreise.«
»Die wäre ideal.«
»Wobei du unter Umständen ebenfalls auf Richard Löwenherz treffen würdest.«
»Richtig. Es wäre das zweitemal.«
»Auf den Mann, der du einmal gewesen bist, wie auch Hector de Valois, dessen silbernes Skelett in der Kathedrale der Angst noch das

Siegel des Richard Löwenherz hält. Soll ich schon davon sprechen, daß sich der Kreis allmählich schließt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das nicht. Ich möchte mich auch nicht zu sehr auf Richard Löwenherz versteifen, für mich ist diese Person hier«, ich tippte gegen das Bild, »wesentlich wichtiger. Dieser Prinz Mleh, den ich sah. Du hast davon gesprochen, daß die ermordeten Männer einmal zu den Templern gehört haben, den Orden dann verrieten und später wieder versucht haben, auf den richtigen Weg zu gelangen. Ob das auch bei diesem armenischen Prinzen der Fall gewesen ist, kann ich nicht sagen, oder weißt du mehr über ihn?«

»Nein.«

»Aber er war ein Verräter?«

»Das steht fest«, bestätigte der Templer.

»Wie auch Roger Crisson und Joseph Lacombe, die den anderen Weg einschlugen und deshalb sterben mußten. Es gefiel einer anderen Macht nicht, daß sie sich wieder rückbesannen, und deshalb schickte die andere Macht einen Killer.«

»Wie bei der Mafia.«

»Richtig.« Ich nickte. »Wir haben diesen Killer gesehen. Er ist ein silbernes Skelett. So weit, so gut, aber wir wissen noch immer nicht, wer er einmal gewesen ist.«

»Du denkst über seinen Namen nach?«

»Klar.«

»Ihn meinst du doch nicht?« Bloch deutete auf das Bild des armenischen Prinzen.

»Ich weiß es nicht.«

Der Abbé nahm einen Schluck Wein. Er legte die Stirn in Falten, als er grübelte. »Zwei Skelette, die aus dem Rahmen fallen. Zum einen Hector de Valois, zum anderen dieser knöcherne Rächer. Etwas ist da nicht richtig, denke ich. Hector de Valois war kein Mann des Mittelalters, er hat viel später gelebt, ich kann mir auch nicht vorstellen, daß Mleh den gleichen Weg gegangen ist, da wird es schon einige Unterschiede gegeben haben, davon müssen wir ausgehen.«

»Alles Theorie, Bloch. Ich frage mich, weshalb ich plötzlich dieses Bild sah?«

»Ist mir auch ein Rätsel.«

»Es war eine andere Zeit. Der Prinz stand da wie ein Sieger. Er hatte einen Totenschädel auf seinen Stab gespießt gehabt. Ich kann mir sehr gut vorstellen, daß es der Kopf eines Templers war, die er als Trophäe ansah.«

»Hat er sie so gehaßt?«

»Ist das bei Verrätern nicht normal?« fragte ich zurück.

»Schon.« Bloch nickte. »Nur frage ich mich, wie wir dabei ins Spiel kommen sollten?« Er legte seine Hand auf das Weinglas. »Wenn ich

ehrlich sein soll, komme ich mit den Dingen nicht zurecht. Ich fühle mich mehr als Zuschauer, der einen Film sieht, sich zwar persönlich betroffen fühlt, aber weiß, daß er in das Geschehen nicht eingreifen kann, weil es ja schon gedreht und vorgegeben ist. Oder liege ich da so falsch?«

»Im Prinzip wohl nicht«, murmelte ich.

»Aber dich stört noch mehr«, sagte der Abbé. »Oder…?«

»Klar, sogar einiges. Bleiben wir bei dem knöchernen Rächer. Wir betraten dieses Zimmer und sahen es im Knochensessel hocken. Warum hat es das getan? Weshalb ist der Knöcherne ausgerechnet bei euch, den Templern, erschienen? Es war kein Zufall. Mir kommt es im nachhinein vor, als wäre genau dieser Knochensessel das Ziel des Skeletts gewesen. Als hätte es nichts anderes vorgehabt, als sich eben auf diesem Sessel niederzulassen. Es kann sich möglicherweise in dieser Welt oder Zeit nicht wohl gefühlt haben, es wollte wieder zurück. Es hat seine Pflicht getan, es ist ein Rächer aus der Vergangenheit, geschickt möglicherweise von Baphomet, um Rache an den Abtrünnigen zu nehmen, und diese Rache ist jetzt vorbei. Wir stehen da und schauen dumm aus der Wäsche. Um es mit anderen Worten zu sagen, Abbé, man hat uns vorgeführt. Man hat uns tanzen lassen, wir sind an der langen Leine gelaufen und haben verloren.«

»So siehst du es, John?«

»Wie kann ich es anders sehen?«

Bloch schüttelte den Kopf. »Es will mir nicht in den Sinn, daß schon alles vorbei sein soll. Warum hast du diese Szene gesehen? Warum du und nicht ich?«

»Keine Ahnung.«

»Weil du wichtig bist, John! Du bist von uns beiden für den knöchernen Rächer wichtig gewesen, und solltest weitermachen und es nicht so hinnehmen.«

»Wenn ich dich so höre, dann möchtest du, daß ich mich auf den Knochensessel hocke.«

»Ja.«

»Und dann?«

»Vielleicht gelingt dir die Reise ebenfalls.«

»Das ist der Weg zu Avalon.«

»Bist du dir hundertprozentig sicher? Denk daran, daß dieser Sessel aus dem Gerippe eines Templers hergestellt wurde. Daß jeder Knochen vom Geist der Templer erfüllte ist. Du bist in deinem vorherigen Leben ebenfalls ein Templer gewesen. Du stehst dem Orden sehr nahe, auch heute noch. Für mich ist diese Szene eine Botschaft an dich gewesen, John, und nichts anderes.«

Ich blies die Luft aus, dann schaute ich mir den Sessel an, zögerte aber, auf ihn zuzugehen.

»Tu es!« bat mich der Abbé.
Ich runzelte die Stirn. Der Blick des Templer-Führers brannte gegen mich. Natürlich überkamen mich Bedenken, die aber stellte ich zurück. Es war möglicherweise der einzige Weg, aber ich wußte nicht, ob der Sessel mich auch in die Vergangenheit transportierte.
»Bist du bereit?«
»Ja«, sagte ich…

***

Wenig später saß ich auf dem Sessel. Ein Kissen schützte mich vor den harten Knochen. Eine sehr steife Haltung hatte ich zunächst eingenommen, ähnlich wie ein Mensch, der plötzlich in eine Gesellschaft hineingerät, zu der er nicht paßt, aber aus Höflichkeit gebeten wurde.
Auch ich kam mir vor wie der Protagonist in diesem Vergleich. Ich schaute nach vorn und sah den Abbé zwischen Tür und Tisch stehen, das Weinglas in der Hand, mich dabei beobachtend. Ich versuchte es mit einem Lächeln.
Zwar gehörte mir der Sessel, er war für mich trotzdem ein Fremdkörper. Ich konnte mich einfach nicht wohl fühlen, und es kostete mich auch Überwindung, mich normal hinzusetzen und mich anzulehnen.
Ich lauerte darauf, daß irgendwelche Knochen knirschten oder zerbrachen, aber sie waren stark genug, um mein Gewicht zu halten. Nicht das leiseste Knirschen war bei dieser Bewegung zu hören.
Dann hob ich die Arme an und legte sie auf die Knochenlehnen. Ich schielte nach unten und sah rechts und links an den Seiten die beiden knöchernen Füße des ehemaligen Templer-Führers.
Dieser Sessel war wirklich ein Phänomen. In New York ersteigert, hatte er noch all die magischen Kräfte in sich behalten, die ihn in den Jahrhunderten ausgezeichnet hatten. Auch der Knochenkopf des alten Templers war vorhanden, er ragte über meinem Kopf hinweg, als schaurig grinsende Skelettfratze.
Ich saß also, und ich mußte daran denken, daß dieser Sessel auch gefährlich werden konnte. Das hatte mein Freund Suko mal zu spüren bekommen. Als er meinen Platz eingenommen hatte, war er nur knapp mit dem Leben davongekommen, denn die Kräfte des Sessels hatten versucht, ihn zu erwürgen.
Ich spürte davon nichts. Der Knochensessel reagierte bei mir wie ein normaler Sessel und auch als knapp eine Minute vergangen war, merkte ich von seiner Magie noch nichts.
Bloch beobachtete mich. Er wurde etwas ungeduldig. »Was ist los, John? Spürst du etwas?«
»Nein.«

»Gar nichts?«
»So ist es.«
»Er sperrt sich.«
»Ja.«
»Warum?«
»Ich habe keine Ahnung. Möglicherweise wollen die anderen Kräfte nicht, daß ich dem Skelett folge. Wer von uns weiß denn schon, was hinter all diesen Mächten steckt und wo der Zusammenhang zwischen Prinz Mleh und dem Sessel besteht.«
»Was willst du tun?«
»Wenn ich ehrlich bin, würde ich am liebsten aufstehen und mich in ein Bett legen. Die ersten Stunden der Nacht waren doch ziemlich anstrengend.«
»Du gibst auf?«
»Ich habe den Sinn meines Handeln nicht begriffen.«
Bloch legte den Kopf schief. So leicht gab er nicht auf. »Und wenn du versuchen würdest, die Kraft des Sessels zu locken? Du trägst dein Kreuz, ich besitze den Würfel. Möglicherweise können uns beide Gegenstände den Weg ebnen.«
Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. »Wenn ich dich so höre, Abbé, würde es dir Spaß bereiten, mich auf eine derartige Reise zu begleiten. Oder irre ich mich?«
»Du irrst dich nicht. Denke daran, daß auch ich schon in Avalon war. Ich sehe schon noch Chancen.«
»Bietet er Platz für zwei Personen?«
»Wenn du etwas rückst, sicher.«
Ich wollte nicht so recht, aber ich konnte Bloch die Bitte auch nicht abschlagen. Deshalb nickte ich.
»Okay, wir versuchen es, auch wenn es etwas lächerlich wirkt.«
»Haben wir denn Zuschauer?« fragte der Templer, als er auf mich zukam.
»Zum Glück nicht.«
»Das meine ich auch.«
Ich machte mich schlank, rückte zur linken Seite des Sessels hin und legte die Beine dicht zusammen.
Der Abbé nahm Platz. Er war zufrieden. »Herrlich, John, es ist wirklich gut.«
Der Templer-Führer ließ sich behutsam an meiner rechten Seite nieder, und die Knochen hielten.
Dieser Sessel war wirklich stabiler gebaut, als er aussah.
»Sehr gut.«
»Was hast du vor?«
Bloch lächelte und holte den Würfel des Heils aus einer seiner unergründlich erscheinenden Taschen seiner Kutte. »Er hat mich nie

verlassen, John, auch dann nicht, als ich mein Augenlicht verlor. Er wies mir den Weg, und er hat auch dafür gesorgt, daß sich während meiner Blindheit die anderen Sinne schärften. Er kann mir gegenüber einfach nicht negativ sein, und möglicherweise gestattet er uns einen Blick in die andere Zeit.«

»Oder er bringt uns dorthin.«

»Das wage ich nicht zu hoffen.«

Ich bewunderte irgendwo die Aktivität des Templers. Er war nicht zu stoppen und glich einem im Wasser Dahintreibenden, der endlich die rettende Planke gefunden hatte.

Den Würfel hatte er zwischen seine Handflächen gepreßt. Ich hielt mein Kreuz noch unter der Kleidung verborgen, zuerst wollten wir es mit dem Würfel versuchen.

Bloch konzentrierte sich. Er sank nicht in sich zusammen, aber er schaffte es, seine Atmung zu reduzieren. Er blickte auch nach unten, auf die Würfelfläche, und ich wußte, daß seine Gedanken nun versuchten, eine Verbindung herzustellen.

Eine Schiene sollte entstehen, die tief hineinführte in eine andere Dimension, die es schaffte, Zeiten zu überbrücken, und tatsächlich bewegte sich innerhalb des Würfels etwas. Es waren die hellen Schlieren, die magischen Gene, die Träger dieser Kraft, die eine Verbindung herstellten. Zwar steckte Bloch in einer tiefen Konzentration, aber er war auch soweit, daß er sprechen konnte. »Ich denke, ich schaffe es, John. Da ist etwas zu spüren, eine Verbindung zwischen mir und dem knöchernen Rächer. Ich glaube, wir können ihn finden. Wir werden wegsacken, wir werden in seiner Zeit landen, das kann ich nur hoffen.«

Ich enthielt mich einer Antwort, aber ich mußte dem Templer recht geben, denn auch mich hatte es erwischt. Nicht so stark wie den Abbé, trotzdem war die andere Kraft an und auch in mir.

Ich schaute nach vorn.

Noch immer befanden wir uns im Büro des Abbés. Nur hatte sich seine Perspektive verändert. Alles war dichter geworden, da schienen die Wände näher zusammenzurücken. Der Boden war vorhanden, aber er hatte seine Dichte verloren. Er war mit einem Schleier vergleichbar. Es kam mir vor, als wäre unsere Zeit, die Gegenwart, unter Druck geraten, um zurückgeschoben zu werden.

Weit weg…

Auf meinem Kopf lastete ein immenser Druck. Ich holte Atem und merkte, wie schwer es mir fiel.

Mein Herz klopfte schneller, wobei ich daran dachte, daß dieses starke Klopfen auch eine gewisse Angst in mir produzierte. Ich überließ mich nicht gern anderen Kräften, aber meine Gedanken waren plötzlich verschwunden, weil ich mich drehte.

Urplötzlich war ich in diesen Kreisel hineingeraten. Auch wenn ich es jetzt gewollt hätte, ich hätte mich nicht mehr von diesem Platz erheben können, der Sessel spielte seine Magie aus.

»Wir schaffen es, mein Gott, wir schaffen es…« Das war die Stimme des Abbés, die so nah und zugleich so irrsinnig fern war.

Das Zimmer war zu einem Kreisel geworden, an deren Außenseiten ich plötzlich Bilder sah.

Eine andere Landschaft, eine andere Welt, sehr düster, sehr kahl und abstoßend wirkend.

Momente später war es passiert.

Da hatten wir unsere Welt verlassen und wurden zu Spielbällen der Zeiten…

***

Der Schauer packte uns wie ein gewaltiger Sturmwind. Es fiel uns schwer, einzugestehen, daß wir unsere Zeit verlassen hatten und in einer anderen gelandet waren. Es gab auch keinen Sessel mehr und kein Zimmer, in dem er gestanden hatte.

Alles war anders geworden!

Wir hielten uns in einer Fremde auf, deren Umgebung uns stark bedrückte. Es lag sicherlich nicht nur an der Wärme und am Staub, es war auch etwas anderes, das uns gefangennahm.

Ich schob es auf die Atmosphäre.

So düster, so depressiv, wie eingetaucht in eine gewaltige Welt ohne Freude und Licht, in der es letztendlich nur noch tiefe Schatten gab. Es war eine Welt, die ich zwar nicht kannte, die ich jedoch für einen Moment gesehen hatte, als das silberne Skelett verschwand. Als ich einen Blick in den wie durch Feuer gefärbten Himmel warf, sah ich die trägen Vögel, die sich kaum bewegten und in der Luft hingen, als würden sie von Bändern gehalten.

Aus ihren pupillenlosen Augen glotzten sie stoisch auf uns nieder, als würden sie darauf lauern, daß wir endlich starben.

Der Abbé stand neben mir. Er schaute wie traumverloren auf seinen Würfel, der noch immer zwischen seinen Handflächen zu kleben schien. Er hatte die Farbe des Himmels angenommen, der wiederum sah nur so aus, weil die Sonne ihn verfärbte.

»Jetzt hast du deinen Willen bekommen«, sagte ich zu ihm, während ich die warme Luft einatmete, die widerlich nach Verwesung roch.

»Stimmt.«

»Dann wollen wir uns mal umschauen.«

»Moment noch, John.« Bloch steckte den Würfel ein und hielt mich fest. »Wenn mich nicht alles täuscht, befinden wir uns auf einem alten Friedhof. Denk nur an den Geruch. Es ist ein Friedhof ohne Grabsteine, ein Gelände, das wie geschaffen wirkte für die

Massengräber der Gefallenen. Ich denke, daß wir mitten hinein in einen der Kreuzzüge geraten sind. Wahrscheinlich in den dritten. Und die Leichen der Europäer werden in die Gruben geworfen.«

»Kann sein.«

»Vielleicht ist es auch sein Friedhof«, flüsterte der Abbé. »Meinst du den Prinzen?«

»Ja, den Verräter. Es kann doch sein, daß er seine früheren Freunde in die Falle lockt.«

»Durchaus möglich.«

»Wenn sie dann tot sind, läßt er sie herschaffen und in die Gräber werfen. Deshalb gehe ich davon aus, daß wir einen alten Templer-Friedhof gefunden haben, über den Prinz Mleh herrscht.«

Nicht schlecht gedacht. Da ich keine bessere Lösung wußte, akzeptierte ich die des Abbés.

»Ich möchte mich trotzdem umsehen.«

»Natürlich, John, komm!«

Die Aktivitäten des Templer-Führers waren mir schon unheimlich. Bloch war wirklich in Form. Es gelang ihm auch nur mühsam, seine Aufregung zu verbergen. Für ihn mußte es etwas ganz Besonderes sein, die Vergangenheit so zu erleben, wie es normalerweise bei der Gegenwart der Fall war.

Ich hatte diese Reisen schon des öfteren erlebt, so neu waren sie für mich nicht, auch wenn ich immer wieder Überraschungen erlebte und auch auf diesem Friedhof damit rechnete.

Bloch war schon vorgegangen. Er bewegte sich über einen sehr weichen Boden, aus dem nur hin und wieder kantige Steine von unterschiedlicher Größe hervorragten. Das Gelände war wellig. Einige Hügel schienen künstlich zu sein. Sie deuteten auf die Massengräber hin. Unter dem Lehm lagen die gefallenen Kämpfer der Kreuzzüge, und in ihrer Heimat würde man um sie trauern. Man hatte die Leichen nicht alle mit Erde bedeckt. Manche waren nur notdürftig verscharrt worden, und so entdeckten wir an einigen Stellen einen Arm, ein Bein oder einen Fuß. Mehr oder weniger verwest.

Und über dem gräßlichen Totenacker schwebte der Leichengeruch wie ein tödliches Omen.

Über uns kreisten die Totenvögel. Im Hintergrund landeten einige von ihnen und fingen an, mit ihren Schnäbeln auf irgend etwas einzuhacken, über das ich nicht länger nachdenken wollte.

Bloch war stehengeblieben und schüttelte den Kopf. »Es ist schrecklich«, flüsterte er. »Es ist ein Alptraum, ein böser Abschnitt in der Geschichte des Ordens.«

»Stimmt.«

Wir standen auf einer etwas erhöht liegenden Stelle, wo wir einen Großteil des alten Totenackers überblicken konnten. Die Sicht war

relativ klar, wir schauten über die Grenzen dieses Friedhofs hinweg, aber nirgendwo in der Ferne waren die Behausungen eines kleinen Dorfes oder einer Siedlung zu sehen.

»Willst du noch weiter?«

Der Abbé schüttelte den Kopf. Er hatte genug gesehen, denn vor uns lagen wieder die nur flüchtig zugeschütteten Gräber der Gefallenen, als hätten deren Mörder den Totenvögeln noch eine Chance geben wollen, um an Nahrung zu kommen.

Bloch drehte sich wieder um. »Es ist schlimm, John. Es ist sogar unbegreiflich.«

»Und es ist leer.«

»Wie meinst du das?«

»Wir sehen weder das Skelett noch diesen Prinzen Mleh.«

Bloch schwieg. Er räusperte sich und meinte dann: »Wobei ich mir sicher bin, daß ihm dieser alte Templer-Friedhof gehört. Ich gehe einfach davon aus.«

»Warum?«

»Darf ich Gefühl sagen?«

»Immer doch.«

»Deshalb glaube ich auch, daß wir von ihm eine Spur finden oder jemand entdecken, der uns zu ihm bringen kann. Sind wir erst einmal bei ihm, finden wir auch die Spur zum knöchernen Rächer. So denke ich.«

Trotz der makabren Umgebung mußte ich über Blochs Optimismus lächeln. Er war wirklich jemand, der unbeirrt seinen Weg ging und sich nicht abschrecken ließ. »Wohin also?« fragte ich ihn.

»Gehen wir wieder zurück.«

»Wo ist vorn, und wo ist hinten?«

»Das weißt du genau, John.« Er hatte sich weggedreht und deutete an mir vorbei. »Dorthin. Wie ich gesehen habe, senkte sich das Gelände dort. Kann ja sein, daß am Horizont eine kleine Siedlung oder Ortschaft entstanden ist.«

»Ich hoffe, du trägst die richtigen Schuhe.«

»Zumindest sind es keine Sandalen.«

»Dann mal los!«

Der Abbé hatte mal wieder recht behalten, und ich leistete ihm Abbitte. Wir waren noch nicht sehr weit gelaufen, und der Leichengeruch war auch etwas zurückgegangen, als Bloch plötzlich ein schnaufendes Geräusch ausstieß. Er lief schneller, ließ mich stehen, und ich sah, wie er sich bückte.

»Schau dir das an, John.«

Auch ich ging in die Knie und sah die beiden Spuren, die sich tief in den Boden gedrückt hatten.

»Was sagst du?«

»Daß hier jemand hergefahren ist. Mit einer Karre oder einem ähnlichen Fahrzeug.«

»Stimmt. Die Räder haben im Boden Spuren hinterlassen. Schau genau hin, dann wirst du sehen, daß der Karren hier gewendet hat und wieder zurückgefahren ist. Dann haben sich die Spuren nicht mehr so tief in den Boden eingegraben. Sie müssen hier etwas abgeladen haben. Du kannst dir denken was es ist.«

»Tote.«

»Eben.« Bloch stand wieder auf. »Mir will nicht in den Kopf, daß die Leute den Leichenkarren Kilometer um Kilometer gefahren haben. Ich gehe vielmehr davon aus, daß wir in der Nähe so etwas wie einen Stützpunkt der anderen Seite finden.«

»Du denkst an das Dorf.«

Der Abbé nickte. »Möglicherweise hinter dem flachen Hügel dort. Immerhin führt so etwa wie ein Pfad um ihn herum und…« Er sprach plötzlich nicht mehr weiter, denn zugleich hatten wir ein bestimmtes Geräusch gehört. Eigentlich waren es mehrere, aber sie überlagerten sich, so daß es sich anhörte wie eines.

Jemand kam.

Etwas rollte heran.

Wir hörten auch das Schnauben eines Pferdes, das Klatschen einer Peitsche und einen Fluch.

Dann sahen wir den Karren. Er wurde tatsächlich von einem kräftigen Pferd gezogen. Auf dem Wagen lag die makabre Ladung, und zwei lumpig gekleidete Männer begleiteten den Transport zum Totenacker hin.

»Nachschub«, flüsterte der Abbé. Er hatte eine Gänsehaut bekommen und schluckte.

Ich zog ihn zurück, denn ich wollte nicht, daß man uns zu schnell entdeckte.

Es gab genügend Hügel auf dem Totenacker, hinter denen wir uns verbergen konnten, wobei wir nicht daran denken wollten, was sich unter der Erde befand.

Wir warteten also ab und würden erst eingreifen, wenn sich der Leichenkarren an seinem Zielort befand.

Die Geräusche blieben. Sie nahmen sogar noch an Lautstärke zu. Hin und wieder knallte die Peitsche, mal vernahmen wir das rauhe Lachen der Begleiter, um deren Aufgabe ich sie wirklich nicht beneidete, aber sie hatten sich wahrscheinlich daran gewöhnt und waren froh, die verhaßten Menschen aus dem Abendland in die Erde werfen zu können.

Von unserem Standort aus schauten wir in einer schrägen Linie dorthin, wo die Radspuren in der weichen Erde endeten. Es gab keinen Grund nicht denselben Weg bei einem weiteren Transport zu

nehmen, und unsere Spannung wuchs immer mehr.

Zuerst sahen wir das Pferd. Auf den letzten Metern schien es am Ende seiner Kraft zu sein. Der Weg führte bergauf, es mußte den schweren Wagen ziehen, und es stemmte sich dabei ins Geschirr.

Die Beine wollten nicht so recht gehorchen, immer wieder rutschte das Pferd aus, und wenn das geschah, traten wieder die beiden Peitschen in Aktion. Ihre Schläge rissen das Tier immer wieder hoch. Sein Körper zeigte blutige und schorfige Wunden, die von zahlreichen Fliegen umschwirrt wurden. Sie hatten sich diesen gesamten Totenacker als Areal ausgesucht. Auch in unserer Nähe wuselten die fetten und grünlich schimmernden Insekten umher.

»Wenn alles stirbt, sie werden leben«, sagte Bloch und meinte damit die Fliegen.

Ein letzter Schlag mit der Peitsche. In das Klatschen hörten wir das Lachen des Mannes. Das Tier wieherte schrill auf, noch einmal bekam es einen Schub, es lief die letzten Meter und blieb dort stehen, wo die Spuren endeten.

Zitternd, und sein Kopf sank allmählich nach unten. Schaum umgab sein Maul, auch der Körper war schweißnaß und blutig. Apathisch stierte es zu Boden, die Beine zitterten ebenso wie die Flanken.

Es glich einem Wunder, daß es noch stand.

Meine Blicke waren weitergeglitten bis zu dem Gitterkarren.

Die Toten lagen übereinander. Hellhäutige Körper mit blonden Haaren. Kleidung trugen sie nicht mehr, man hatte sie ausgeraubt. Die beiden Helfer ruhten sich etwas aus. Sie bogen ihre Körper zurück, sie sprachen, sie lachten, und wir verstanden nicht ein Wort. Nur ihrer Gestik konnten wir entnehmen, was sie vorhatten. Die große Mulde hatten wir schon gesehen. Noch lagen keine Toten darin, das änderte sich bald, denn die beiden fingen damit an, die Leichen vom Karren abzuladen und sie zur Mulde zu tragen.

Es war ein schlimmes, ein schreckliches Bild. Wir wollten dieser Tätigkeit nicht unbedingt weiter zuschauen, deshalb drehten wir uns um, schwiegen uns an, aber beide mit Zorn und Wut im Herzen.

Hin und wieder warfen wir einen Blick auf das Geschehen, um herauszufinden, wie weit sie schon fortgeschritten waren.

Der Karren war nicht ganz voll gewesen. Als wir wieder einmal hinblickten, da schleifte der eine den letzten Toten hinter sich her, während sein Kumpan bereits eine Schaufel oder ein ähnliches Gerät von der Wagenseite gelöst hatte, nun den weichen Hügelhang hochstieg und damit begann, Erde über die Toten zu verteilen.

So gut wie möglich deckten sie die frischen Leichen ab, deren Geruch auch die Geier angelockt hatte. Als hungrige, düstere Todesboten schwebten und kreisten sie über dem Ort des Geschehens.

Ich hatte nichts gegen Geier. Diese Vögel waren als Aasfresser

ungemein wichtig, aber nicht an einem Ort wie hier, wo Menschen begraben wurden!

Auch der zweite Mann half mit, die Erde über die Toten zu verteilen. Neben mir stand stumm der Abbé. Er hielt die Hände gefaltet und betete. Seine Lippen bewegten sich, ich konnte nicht hören, welche Worte er sprach.

Die beiden Leichenbestatter hatten ihre Arbeit beendet. Dabei hatten sie uns die Rücken zugedreht.

Als sie nun zu ihrem Karren gingen, konnten wir sie von vorn sehen und erkannten, daß es schon schaurige Gestalten waren, die in jeden mittelalterlichen Folterfilm gepaßt hätten.

Sie waren groß, bärtig und in Lumpen gekleidet. Ihr Haar war üppig und ungepflegt. Während sie gingen, rieben sie ihre Hände an den Hosen ab.

Sie wurden durch Stricke an den Hüften gehalten. Waffen waren an ihnen nicht zu sehen, abgesehen von den beiden Peitschen, die auf dem Karren lagen. Das Pferd war noch immererschöpft. Es stand mit hängenden Kopf auf der Stelle, seine Flanken zitterten, sicherlich brauchte es Wasser, das aber gab es hier nicht.

»Was hast du mit den beiden vor?« fragte der Abbé.

»Im Prinzip nichts.«

»Tatsächlich nicht?«

»Wir sollten uns den Karren besorgen.«

»Ungern.«

»Siehst du eine bessere Chance?«

»Nein. Ich denke nur an das, was auf dem Karren transportiert worden ist.«

»Das schalte mal aus.«

»Ich werde es versuchen.«

Lange durften wir nicht mehr warten, denn beide wollten den Totenacker so rasch wie möglich verlassen. Sie trafen bereits Anstalten, auf den Karren zu klettern, als ich mich aus der Deckung löste und auf sie zuging. Zuerst sahen sie mich nicht, dann aber hörten sie mein Räuspern und den leisen Ruf.

Sie drehten sich um - und schrieen!

***

Mit dieser Reaktion hatte selbst ich nicht gerechnet. Es gab für die beiden keinen Grund, dermaßen in Panik zu geraten. Vielleicht hatten sie auch gedacht, daß plötzlich zwei tote Körper wieder aus den Gräbern gekrochen waren, denn auch den Abbé hatte nichts mehr in der Deckung des Hügels gehalten.

Auf diesem Stück Land gab es keine Lebenden mehr, ausgenommen die beiden Leichenkutscher.

Sie mochten abgebrühte Mörder sein, aber unser Anblick hatte ihnen zunächst die Sprache verschlagen. Ihr Schreien war verstummt, jetzt standen sie wie die Ölgötzen da und glotzten uns aus trüben und feuchten Augen an.

In einer für mich günstigen Entfernung blieb ich stehen. Ich konnte diese beiden sogar riechen, denn in ihren Lumpen hatte sich der Gestank der Leichen eingenistet.

Ich wollte noch warten und sie erst einmal zur Ruhe kommen lassen. Wir waren völlig anders gekleidet, zumindest ich, denn der Abbé trug eine Kutte, und die hatte es sicherlich auch in dieser Zeit schon als Kleidungsstück gegeben.

Beide schluckten, beide suchten erstaunt nach Worten, schauten sich an, und der etwas größere von ihnen, es war der mit der Hakennase, sprach mich an.

Ich schüttelte den Kopf. Der Kerl redete lauter. Ich grinste.

Das machte ihn wütend. Er schrie seinem Kumpan etwas zu, dann drehte er sich und griff nach der Peitsche. Mit einem fauchenden Laut sauste das Leder durch die Luft, als die Peitsche herumschwang, dabei aber noch nicht nach mir zielte.

Der zweite Schlag wischte auf mich zu - und daneben, denn ich hatte mich blitzartig geduckt. Über mir knallte die Peitsche zusammen, sie wurde wieder zurückgezogen, und dann war ich schneller.

Ich kriegte das glatte Leder zu fassen, wickelte es gedankenschnell zweimal um mein Handgelenk, und plötzlich geriet der Peitschenschwinger in Bedrängnis, als er den harten Zug spürte, mit dem er auf mich zugerissen wurde.

Er hielt den kurzen Griff fest, was ein Fehler war, denn so lief er genau in meine Linke hinein.

Der Hammer erwischte ihn irgendwo im Bartgestrüpp. Der Mann fiel auf den Rücken und blieb liegen.

Sein Kumpan hatte zugeschaut. Er schaute auch noch zu, wie ich die Peitsche an mich nahm, dann aber kam Bewegung in ihn, denn er griff nach der Schaufel.

Er schrie sich selbst Mut zu, als er die zweckentfremdete Waffe über seinen Kopf schwang und dabei zu einem Drehschlag ansetzte. Bevor er mir das Ding um die Ohren hauen konnte, hatte ich schon reagiert. Ich wußte, wie man mit einer Peitsche umzugehen hatte, denn oft genug hatte ich mich mit Sukos Dämonenpeitsche wehren müssen. Hier war es nicht viel anders. Ich schleuderte ihm den dunklen, fettig glänzenden Riemen entgegen. Im Gegensatz zu ihm traf ich. Die Peitsche wickelte sich um seine Arme und fesselte ihn.

Ich zerrte.

Er taumelte und fiel. Die Schaufel blieb dabei mit ihrem Unterteil im weichen Boden stecken.

Der Mann aber rollte sich herum. Er war es nicht gewohnt, aufzugeben. Als er aufstand und seine Finger dabei in den weichen Dreck steckte, war ich schon bei ihm.

Der Tritt schleuderte ihn zurück. Mit einem dumpfen Aufschlag berührte er den Boden, zuckte noch einmal und blieb liegen. Ich hatte ihn an der Stirn erwischt.

»John, der andere kommt!«

Bloch hatte mich mit ruhig klingender Stimme gewarnt. Ebenso ruhig ging ich zur Seite, drehte mich und mußte lächeln, weil der andere Typ keine Gefahr darstellte. Zwar hatte er sich wieder in die Höhe gestemmt, aber er war kaum in der Lage, sich auf den Beinen zu halten. Wie ein unförmiger Klumpen auf zwei Beinen bewegte er sich mir entgegen. Ich zog gelassen die Beretta und schlug zu, als er mit dem rechten Arm ausgeholt hatte, um mich zu treffen.

Der Kerl brach auf der Stelle zusammen.

Ich steckte die Pistole wieder weg. »Okay, Abbé, das haben wir hinter uns.«

»Sah ja locker aus, John.«

»So wird es wohl nicht immer laufen, denke ich.«

»Das schätze ich auch.«

Ich war an das Pferd herangetreten. Fliegen umsummten mich, und ich schlug nach ihnen. Einige zerquetschte ich, dann streichelte ich den Kopf des Tieres und hatte das Gefühl, durch einen dankbaren Blick belohnt zu werden.

»Du wirst es jetzt besser haben«, sprach ich das Pferd an. »Es gibt keine Toten mehr, die du wegschaffen mußt.«

Bloch war bereits auf den Leichenkarren geklettert. Das hintere Gitter hatte er nur zur Seite drücken müssen. Auch ich nahm diesen Weg und griff nach den Stricken, die als Zügel dienten. Mit ihnen schlug ich leicht auf den Rücken des Tieres, das diesen Befehl verstand. Auf der Stelle drehte es sich. Mit hängendem Kopf trottete es den Weg hinab, dem breiten Tal entgegen.

Die beiden Räder des Karrens bewegten sich knarrend und quietschend. Es war eine Totenmusik, als wir den Friedhof verließen. Den Leichengestank aber kriegten wir nicht aus der Nase…

***

Ich konnte auch nichts daran ändern, aber das ziemlich erschöpfte Pferd hatte schon eine größere Strecke zurückzulegen, bis wir endlich vor uns ein Lager sahen. Dort standen Bauten und dunkle Zelte zusammen, so daß uns dieser Ort mehr an ein kleines Lager erinnerten.

Die Gegend war auch fruchtbarer geworden. Grasflächen bedeckten die Ränder der kleinen Mulden, hier und da wuchs sogar ein Baum.

Während die Dunkelheit immer mehr zunahm und am Lager die ersten Feuer entfacht wurden, drehte sich unser Pferd nach links weg, denn dort gab es Wasser. Wir ließen das Tier laufen.

Hinter einem lichten Gestrüppgürtel sahen wir das helle Schimmern eines kleinen Bachs, dessen Wasser von der Höhe kam. Es sprang über Steine hinweg, es bahnte sich seinen Weg durch Gestrüpp, das für unser durstiges Tier kein Hindernis war, als es zum Wasser wollte. Es zerrte den Karren hinter sich her, der uns aus dem unebenen Steinboden kräftig durchschüttelte.

Wir sprangen ab, als auch das Pferd stehengeblieben war. Es hatte den Kopf tief gesenkt und schlürfte Wasser. Wir waren vorsichtiger, schauten uns erst nach allen Seiten sichernd um.

Der Abbé war bereits auf die Knie gefallen. Er hatte sich das Wasser zuvor angeschaut, ehe er es mit der hohlen Hand schöpfte. »Es ist wunderbar erfrischend, John!« sagte er begeistert, trank wieder und wusch sich auch das Gesicht.

»Okay.«

Ich glaubte, daß mir dieses Wasser auch den Leichengestank aus dem Mund spülte, und ich war ein neuer Mensch geworden, als ich mich wieder hinstellte. Der Templer-Friedhof war vorerst vergessen. Nun gab es andere Dinge zu regeln, wie auch der Abbé meinte.

Er saß vor mir und schaute mich an.

»Noch fehlt uns der Prinz in unserer Sammlung.«

»Ich weiß.«

»Glaubst du, daß wir ihn im Lager finden?«

Ich hob die Schultern. »Wenn nicht, ist er zumindest nicht weit davon entfernt.«

»Meine ich auch.«

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen. Über das Gestrüpp blickte ich hinweg. Das Lager selbst war nur dort deutlicher zu erkennen, wo auch die Feuer brannten. Stimmenklang wehte zu uns herüber, auch mal das Klirren von Waffen, und wir mußten davon ausgehen, daß Wachen aufgestellt worden waren.

»Dann werden wir den Wagen hier stehenlassen müssen«, sagte der Abbé.

»Davon gehe ich aus.«

»Sollen wir noch warten oder sofort…?«

»Moment mal«, sagte ich.

Bloch stand auf und schaute mich mißtrauisch an. »John, ich kann zwar keine Gedanken lesen, aber ich glaube doch, dich einigermaßen zu kennen. Deshalb kann ich mir auch vorstellen, was in deinem Kopf so alles vor sich geht.«

»So…? Was denn?«

»Du spielst mit dem Gedanken, dem Lager allein einen Besuch

abzustatten.«

Mein verunglücktes Grinsen bewies ihm, daß er nicht mal danebenlag. »Es ist ja so«, begann ich lahm.

»Es ist überhaupt nicht so«, unterbrach er mich. »Wir haben bisher alles gemeinsam durchgestanden und werden auch in Zukunft zusammenarbeiten. Ist das okay?«

»Du willst also mit?«

»Natürlich.«

»Dann habe ich keine Rückendeckung.«

Bloch winkte ab. »Hör auf, John, das ist nur eine Ausrede. Du bist wahrscheinlich der Meinung, daß ich körperlich nicht mithalten kann. Das ist nicht von der Hand zu weisen, aber ich kann mich auf eine andere Art und Weise wehren und bin auch so leicht nicht einzuschüchtern, wie du wissen solltest.«

»Stimmt.«

»Es bleibt also dabei, daß wir zu zweit gehen.«

»Meinetwegen.« Wenn ich es mir recht überlegte, konnte ich ihm den Wunsch nicht abschlagen. Ich hoffe nur, daß wir uns durchschlagen konnten. »Und an die Wachen denkst du auch.«

»Natürlich.« Er lächelte und griff wieder in irgendeine Tasche der Kutte. Als ich seine rechte Hand sah, umklammerten die Finger einen stupsnasigen Revolver.

Ich staunte. »Du bist bewaffnet?«

»Es erschien mit sicherer zu sein.«

»Seit wann?«

»Nimm es einfach hin.«

»Gut. Und was ist mit deinen Brüdern?«

»Sie werden sich auch wehren können.«

Ich lächelte breit. »Respekt, Respekt, allmählich werdet ihr zu einer richtigen Truppe.«

»Die zwar immer noch dieselben friedlichen Ideale verfolgt, John, aber eingesehen hat, daß man manchmal mit den gleichen Waffen zurückschlagen muß.«

»Stimmt, so ist das Leben.«

»Dann laß uns gehen.«

Ich tat ihm den Gefallen. Das Pferd aber blieb in der Nähe des Wassers.

Wir hatten es ausgespannt und schauten zu, wie sich das Tier ausstreckte und im weichen Gras liegenblieb.

Das genau hätte ich auch gern getan.

***

Suko erwachte, weil er plötzlich Schmerzen in der rechten Kopfhälfte spürte. Sie waren wie Stiche, die von einer heißen Nadel geführt

wurden. Der Inspektor schlug die Augen auf, er stöhnte leise und spürte unter sich die nachgiebige Matratze.

Ich liege also in einem Bett, dachte er. Mir geht es gut, ich liege im Bett, ich habe geschlafen, aber ich weiß nicht, wo ich bin. Das erschreckte ihn, und er versuchte, sich an alles zu erinnern.

Es war nicht einfach, denn Suko kam sich vor wie jemand, der aus einer tiefen Bewußtlosigkeit erwacht war. Dabei war er nicht bewußtlos gewesen und hatte nur geschlafen.

Es war schon positiv, daß er sich daran erinnern konnte. Er hatte also geschlafen, er lag in einem fremden Bett, sie waren mit einem Auto gefahren, nachdem ihr Fahrzeug mit zerschossenen Reifen abgestellt worden war.

Schüsse, ein Skelett, ein Mann namens Joseph Lacombe, der auf Suko geschossen und ihn beinahe durch einen Kopfschuß tödlich erwischt hatte.

Das Bild war da. Auch das letzte Puzzle hatte sich eingefügt, und jetzt wußte der Inspektor, wo er sich befand. Sie waren nach Alet-les-Bains gefahren, wo der Abbé und seine Templer ihren Stützpunkt hatten, und dort war er so müde geworden, daß man in ein Gästezimmer geschafft und ins Bett gelegt hatte.

Er war sofort in einen tiefen Schlaf gefallen, aber er hatte nicht bis zum anderen Tag durchgeschlafen, denn es war dunkel im Zimmer, und kein Licht sickerte durch die Fensterscheibe.

Die Schmerzen im Kopf blieben, aber Suko war ein Mensch, der sich gut unter Kontrolle hatte, er würde auch mit ihnen zurechtkommen, sie sollten ihn bei seinen Überlegungen und Aktivitäten nicht stören. Suko dachte daran, daß er sich nicht allein auf den Weg nach Frankreich gemacht hatte.

John war bei ihm gewesen, der Abbé ebenfalls, und er würde sie bestimmt hier im Haus finden.

Neben dem Bett stand eine schlichte Lampe auf der Platte einer kleinen Konsole. Der Knopf der Lampe schimmerte in einem hellen Grün. Suko drückte ihn und war froh, daß das Licht durch einen gelben Stoffschirm gedämpft wurde. So blendete es nicht. Auf der Uhr las er ab, daß die Tageswende längst überschritten war und sich die zweite Stunde des neuen Tages bereits am Ende zuneigte.

Lange hatte er nicht geschlafen, was ihn bei seiner Kopfverletzung allerdings wunderte. Er schob es auf die innere Unruhe. Die trat stets dann bei ihm ein, wenn etwas passiert war oder gewisse Dinge noch in der Luft lagen.

Er tippte auf das zweite.

Suko wollte nicht länger liegen bleiben. Er wälzte sich vorsichtig zum Bettrand und setzte sich ebenso vorsichtig hin.

Wieder strahlte es durch seinen Kopf, und unter der Stirn schienen

die Strahlen noch zu explodieren.

Suko atmete scharf durch die Nase. Er kam mit seinem Zustand zurecht, auch dann, als er auf den Beinen stand. Ein leichtes Schwanken hielt ihn umfaßt. Er konzentrierte sich auf den Umriß der Tür, der ebenfalls zitterte, und es dauerte eine Weile, bis sich seine Umgebung normalisiert hatte.

Er war wieder okay.

Man hatte ihn nicht ausgezogen. Nur die Schuhe standen neben seinen Füßen. Da es Slipper waren, konnte er mühelos hineinschlüpfen, und auf den weichen Sohlen ging er in Richtung Tür.

Die Klinke schimmerte in einem hellen Grau. Sie war nicht zu übersehen, und Suko erwischte sie schon beim ersten Griff. Er wollte niemand stören. So leise wie möglich drückte er sie nach unten.

Die Tür war in den Angeln gut geölt worden. Sie schwang geräuschlos auf, und Suko schaute in den Flur. Da die Decke relativ niedrig war, wußte er auch, daß er sich in der oberen Etage aufhielt, wo die Gästezimmer ihre Plätze gefunden hatten.

Der Flur lag leer, aber nicht dunkel vor ihm. Kleine Notlampen leuchteten.

Es war nicht zu still im Haus. Noch eine Etage höher, direkt unter dem Dach waren die technischen Räume der Templer untergebracht, und dort wurde auch durchgearbeitet, wie sowieso im Haus immer jemand wachte, denn die Templer wollten nicht unbedingt von Feinden überrascht werden.

Suko zog die Tür zu. Er wollte John und auch den Abbé suchen. Er kam sich durch seine Verletzung sowieso überflüssig vor, und er mußte etwas tun und nicht nur anderen zur Last zu fallen.

Auf leisen Sohlen bewege er sich durch den Flur. Erst an der Treppe blieb er stehen. Von unten her hörte er Tritte, runzelte die Stirn und sah den Schatten eines Mannes. Der Templer trank, während er ging, und er bewegte sich auf einen Stuhl zu, der nahe der Eingangstür lag, sich aber im Schatten befand.

Dort ließ er sich nieder, zog den Ärmel seines dünnen Pullovers zurück und warf einen Blick auf die Uhr. Wahrscheinlich wurde ihm die Zeit lang, denn die Stunden zwischen zwei und sechs Uhr konnten sich schon in die Länge ziehen.

Suko nahm sich vor, dem Mann die Wache etwas zu verkürzen, und er ging auch nicht sehr leise die Stufen hinab. Er wurde sehr schnell gehört. Der Wächter stand auf, näherte sich in gespannter Haltung der Treppe, entspannte sich aber wieder und lächelte, als er den Inspektor erkannte. »Hallo, Suko, ich habe schon gehört, daß wir dich als Gast bei uns beherbergen, aber ich hatte gedacht, du wärst verletzt und würdest lange schlafen.«

»Es klappte nicht so recht.« Suko hatte die letzte Stufe hinter sich

gebracht und blieb stehen. Als er sich umschaute, bewegte er den Kopf doch vorsichtig.

»Hast du Langeweile?«

»Das kann man nicht sagen.«

Der noch junge Templer deutete gegen Sukos Kopf. »Aber noch Schmerzen, denke ich.«

»Stimmt.«

»Wenn du ein Mittel möchtest, wir haben eine Apotheke im Haus und…«

»Nein, nein, das nicht. Mich würde etwas anderes interessieren. Ich bin ja nicht allein gekommen. Der Abbé und auch John Sinclair waren bei mir. Weißt du, wo ich beide finden kann?«

»Das weiß ich nicht.«

»Du kannst dich nicht erkundigen?«

»Wäre nicht gut. Ich müßte andere wecken.«

»Wo würde John denn schlafen?«

»In deinem Zimmer.«

»Da war er aber nicht.«

»Dann weiß ich auch nicht, wo er sein könnte. Gefahren ist er jedenfalls nicht.« Der Templer schaute sich um. »Halt, da fällt mir etwas ein. Ich hörte, daß er und der Abbé noch eine Flasche Rotwein trinken wollten. Eine Flasche ist wohl zerbrochen. Ein Bruder hat das Zeug aufgewischt, und der Abbé holte eine neue Flasche. Wenn er Besuch hat, dann in seinem Arbeitszimmer. Dort müßtest du die beiden eigentlich finden. Vielleicht sogar am Tisch schlafend, wobei die leere Flasche Wein zwischen ihnen steht.«

Suko lächelte. »Das kann gut sein. Vielen Dank für die Auskunft, ich schaue mal nach.«

»Okay, sag mir Bescheid.«

»Mache ich.«

Suko kannte sich im Haus aus. Er hatte schon des öfteren zusammen mit dem Abbé in dessen Arbeitszimmer gesessen. Es waren nur wenige Schritte bis er die Tür erreicht hatte. Er klopfte sicherheitshalber an, hörte aber keine Reaktion.

Auch ein erneutes Anklopfen brachte nichts. Suko dachte an die Worte des Templers. Er wollte nicht glauben, daß beide eingeschlafen waren. Trotzdem öffnete er die Tür so leise wie möglich, trat den ersten Schritt in das Zimmer hinein, das von dunklen, grauen Schatten erfüllt war, und wußte sofort, wie der Hase lief.

Weder John noch der Abbé befanden sich im Raum. Er war der einzige Mensch.

Suko hätte sich zurückziehen können, was er aber nicht tat. Eine ungewöhnliche Unruhe hatte ihn überkommen. Es mochte auch an dem Schatten der Flasche gelegen haben, die auf dem Tisch stand.

Das Licht war ausgeknipst worden. Durch das Fenster drückte die Finsternis der Augustnacht, und Suko suchte nach einer kleinen Lampe in der Nähe des Tisches. Er schaltete sie ein, und unter einem breiten Schirm erhellte sich eine Glühbirne.

Sie streute ihr Licht auch über einen Tisch, wo nicht nur die halbleere Flasche stand, sondern auch die beiden Gläser, die noch zur Hälfte gefüllt waren.

Ein schwerer Rotweingeruch hing in der Luft. Es war nichts Verdächtiges zu sehen, das Arbeitszimmer wirkte völlig normal, und trotzdem witterte Suko Gefahr.

Er durchmaß den Raum.

Auf dem Steinboden verteilten sich kleinere Teppiche, die seine Schritte fast unhörbar machten.

Warum hatten die beiden den Raum verlassen, ohne ihre Gläser geleert zu haben? Sie waren auch von keinem gesehen worden, und im zweiten Bett des Zimmers hatte auch niemand gelegen.

Da war etwas passiert…

Suko blieb stehen, als er den Knochensessel direkt anschaute. Er richtete seinen Blick auf den die Lehne überragenden Schädel und wurde den Eindruck nicht los, daß dieser ihn düster angrinste und dabei über ein Wissen verfügte, das ihm verborgen blieb.

Der Knochensessel - Suko nickte ihm zu, als wollte er ihn begrüßen. Er kannte dessen Geheimnis, und Suko hatte gerade mit diesem makabren Möbelstück schon seine bösen Erfahrungen gesammelt.

Der Sessel war ein Lockmittel, er war eine Aufforderung und gleichzeitig so etwas wie die Verbindung in eine andere Dimension, nach Avalon, zum Beispiel.

Aber er hatte seine Tücken!

Gerade Suko konnte davon berichten. Er erinnerte sich nur ungern an die erste magische Reise auf dem Knochensessel, die ihn fast das Leben gekostet hatte.

Noch einmal diesen Schmerz und diese grauenhafte Pein durchleben? Er zögerte. Seine Kehle war plötzlich trocken. Suko ging zwei, drei Schritte zurück, griff nach einem Weinglas und leerte es. Die Wüste in seiner Kehle verschwand.

Wieder schaute er den Sessel an, als wollte er jeden Knochen einzeln unter die Lupe nehmen und sezieren. Er suchte nach einem Hindernis, nach irgendeinem Grund, der ihn davon abhalten konnte, sich auf den Sessel zu setzen.

Es gab keinen.

Er dachte nach. Waren John und der Abbé tatsächlich diesen Weg gegangen? Hatte der Sessel sie in die Vergangenheit oder in eine andere Dimension transportiert, in der sie jetzt verschollen waren und um ihr Leben kämpfen mußten.

Es war alles möglich, das wußte auch Suko. Und er stand hier in Sicherheit, während es den Freunden nicht so gut ging. Das konnte er nicht übers Herz bringen. Er hätte sich sein Leben lang Vorwürfe gemacht, wenn den beiden etwas passiert wäre, also mußte er seine Blockade überwinden und nicht so sehr an sich denken.

Er saugte hörbar die Luft durch die Nase ein. Sein Rücken fühlte sich kalt an, während in seinem Innern eine Flamme brannte, ein Beweis für den Wechselstreit der Gefühle.

Vor dem Sessel blieb er stehen. Mit der rechten Handfläche strich er über die Knochen der Armlehne. Das Gebein fühlte sich neutral an. Es war weder heiß noch kalt, auch nicht weich, sondern sehr fest.

Dann drückte er auf die Sitzfläche.

Auch sie war in Ordnung.

Der Inspektor drehte sich um. Er gönnte der Tür einen letzten Blick, als würde sie sich jeden Moment öffnen, um John und den Abbé das Zimmer betreten zu lassen.

Es war nur ein Wunsch, der sich nicht realisieren ließ, denn die Tür blieb geschlossen.

Suko räusperte sich die Kehle frei. Wieder wandte er sich um.

Ein Blick auf den Sessel, dann schaltete er seine Befürchtungen aus und nahm Platz…

***

Zwei einsame Männer gingen durch die Nacht!

Ich hatte die Führung übernommen und kam mir vor wie ein Indianer, der sich an das Lager der weißen Siedler heranschleicht. Es war alles sehr deutlich zu sehen, denn auch in der Nacht sollte keine Ruhe gegeben werden. Irgend etwas mußte passiert sein, denn oft genug hatten wir die gellenden Schreie vernommen und rechneten damit, daß irgend jemand zu Tode gequält wurde.

Es waren keine Stein- oder Holzhäuser zu sehen. Was aus der Ferne so ausgesehen hatte, waren kleine Corrals, in denen die Pferde der Krieger standen.

Zuerst waren wir dem Verlauf des Bachs gefolgt. Er führte in Windungen und leicht bergab dem Lager entgegen, wo mehrere unterschiedlich große Feuer wie böse Augen flackerten. Das größte Feuer befand sich in der Lagermitte. Es erhielt immer wieder neue Nahrung. Jedesmal wenn ein Holzstück hineingeworfen wurde, dann sprühten glühende Teilchen in die Höhe und wurden vom Wind davongetrieben.

Brandgeruch hing in der Luft.

Wo lauerten die Wächter?

Ich wollte nicht daran glauben, daß man keine aufgestellt hatte. Je mehr wir uns dem Lager näherten, um so vorsichtiger wurden wir und

riskierten es letztendlich nicht mehr, aufrecht zu gehen. Wir duckten uns und benutzten Hände und Füße, um voranzukommen.

Der Geruch von Pferden streifte meine Nase. Wir waren den Corrals schon ziemlich nahe gekommen, ohne allerdings einen Aufpasser gesehen zu haben.

Bloch befand sich neben mir und wollte etwas sagen, als ich einen leisen Zischlaut ausstieß.

Er verschluckte seine Worte.

Ich hatte Stimmen gehört, direkt vor uns, am Gatter des Corrals. Zwei Leute befanden sich dort.

Wir legten uns flach auf den Boden, denn die beiden hatten uns zum Glück nicht entdeckt.

»An denen müssen wir vorbei«, wisperte der Abbé.

»Ich weiß.«

»Und wie?«

Eines stand fest. Sie durften es nicht schaffen, Alarm auszulösen. Ich mußte sie blitzschnell und möglichst lautlos erledigen. Dabei konnte mir der Abbé gut helfen, der seine Bedenken nicht verleugnen konnte. »Du wirst es doch perfekt machen, nicht?«

»Wie meinst du?«

»Keine Toten und…«

»Ich werde mich bemühen, Abbé. Aber du bist in dieser Sache vielleicht noch wichtiger als ich.«

Er schaute mich so erstaunt an, daß ich in seinen Augen das Weiße schimmern sah. »Wieso ich? Wieso bin ich plötzlich so wichtig geworden?«

»Wegen deiner Kleidung.«

Er war weiterhin überrascht und hatte Mühe, einen lauteren Ton zu unterdrücken. »Was hat meine Kleidung mit dem zu tun?«

»Laß es mich erklären, Abbé. Du trägst eine Kutte. Ich weiß nicht, ob Kuttenträger zu dieser Zeit sehr ungewöhnlich waren, glaube es aber nicht. Sie werden in dir möglicherweise einen Geistlichen sehen oder einen Klosterbruder, wie auch immer. Du wirst völlig normal auf die beiden Männer zugehen und sie ablenken. Sie werden sich mit dir beschäftigen wollen, und du wirst sie auch etwas von den Pferden weglocken können. Es ist gut, daß sie keine Rüstungen tragen oder irgendwelche anderen Panzer. Wenn du sie dann weggelockt hast, werde ich versuchen, in den Rücken der beiden zu gelangen.«

Bloch überlegte, lächelte und meinte dann: »Du traust mir aber eine Menge zu.«

»Klar. Aber wer wollte denn mit?«

»Stimmt auch wieder. Wie machen wir es genau?«

Ich schaute auf die Uhr. Sie lief weiter. Ich konnte daran ablesen, wie spät es in unserer Zeit war. Es war verrückt, aber ich dachte nicht

darüber nach. »Du wartest genau zwei Minuten.«
»Von wann?«
»Von jetzt ab. Ich verschwinde.«
Der Abbé wollte noch etwas fragen, da hatte ich mich schon zur Seite gedreht und kroch über den Boden davon. Zuvor hatte ich mich bereits umgesehen. Für mich war es ungemein wichtig, eine Deckung zu finden. Zum Glück wuchs das Gras hier ziemlich hoch. Die Pferde konnten fressen, und mir boten die Halme Schutz.
Während ich robbte, behielt ich die beiden Gestalten im Auge. Sehr ernst nahmen sie ihre Arbeit nicht. Sie hockten zusammen, flüsterten, ich hörte sogar etwas gluckern und ging mal davon aus, daß sie kein Wasser tranken. Ich drückte mir auch die Daumen und hoffte, daß die Pferde nichts merkten und unruhig wurden. Wenn sie die Witterung eines Fremden aufnahmen und sich entsprechend verhielten, konnten sie die Wächter warnen. Ich hatte auch insofern Glück, daß nicht weit von mir entfernt der Bach floß. Das ging nicht ohne Geräusche ab, und so wurden meine durch die anderen überdeckt.
Im Boden fand ich eine kleine Pfanne, in die ich mich hineinschieben konnte. Über das Gras schaute ich hinweg. Die Spitzen kamen mir vor wie aufrecht stehende Haare.
Ich schielte auf die Uhr. Die Zeit mußte vorbei sein. Der Abbé hielt sich rechts von mir auf. Ich schaute in seine Richtung. Es war zu dunkel, um ihn sehen zu können, aber ich sah dann die Bewegung, als er sich vom Boden erhob.
Jetzt kam es darauf an.
Mein Nervenkostüm war okay. Eine gewisse Erregung konnte ich nicht unterdrücken. In den nächsten Sekunden würde es sich herausstellen, ob wir richtig gelegen oder uns geirrt hatten.
Bloch machte seine Sache gut. Er bewegte sich locker und lässig auf die beiden Aufpasser zu, als hätte er nie zuvor etwas anderes getan. Er war einfach cool, er ließ sich durch nichts aus der Ruhe bringen, und plötzlich geriet Bewegung in die beiden.
Ich konnte sie gut beobachten. Sie stießen sich zuerst an, dann sprangen sie plötzlich hoch, und ich entdeckte die ersten Waffen. Beide trugen Lanzen, die sie in Stellung brachten.
Sehr gut. Es lief prächtig. Mich sahen sie nicht. Ich stand langsam auf, die beiden Wächter gingen vor und lösten sich vom Rand der primitiven Koppel.
Ich befand mich noch in der Hocke. Einer löste sich vom anderen. Der letzte Wärter blieb zurück, schaute aber ebenfalls dem herankommenden Abbé entgegen.
Die Szene prickelte vor Spannung. Bloch und ich wußten, daß wir uns keine Fehler erlauben durften. Wir waren für die beiden Aufpasser die nicht sichtbaren Regisseure, aber sie mußten sich so verhalten, wie

wir es wollten.

Der Templer ging. Ob er seinen Revolver gezogen hatte, wußte ich nicht. Er hielt die Arme vor der Brust verschränkt, eine friedliche Geste. Die Hände steckten in den Ärmeln der Kutten.

Er wurde angesprochen. Die Stimme des Wächters klang kehlig. Er selbst war stehengeblieben, ein Bein vorgeschoben, das andere zurückgedrückt.

Wie auf dem Sprung war er, bereit, sofort einzugreifen und seine Lanze zu schleudern.

Wieder sprach er. Diesmal klang seine Stimme schon ungeduldiger. Er lenkte auch seinen Kumpan ab, der überhaupt nicht nach hinten schaute, was mein Glück war.

Ich hatte die Beretta gezogen. Wie eine Gazelle huschte ich auf ihn zu. Er hörte mich, als es zu spät war. Während er sich umdrehte, erwischte ihn mein Schlag.

Es gibt gewisse Stellen bei einem Menschen, die man kennen muß, um ihn kampfunfähig zu machen. Ich kannte sie, und ich traf mit dem Griff der Beretta haargenau.

Er gab nicht einmal einen Laut ab, als er vor meinen Füßen zusammensank. Ich schaute sofort nach rechts. Dort hatte sich die Lage in den letzten Sekunden verändert. Der Abbé war stehengeblieben, aber nur, weil ihn die Spitze der Lanze dazu zwang. Über seine verschränken Arme hinweg zielte sie und berührte seinen Körper.

Ich bewunderte die Ruhe des Templers, aber der Abbé war eben ein Mann der Tat, der sich durch nichts so leicht erschüttern ließ. Er ruhte in sich selbst.

Der Fremde sprach laut. Aus seinem Mund drangen kehlige Worte. Das konnte Arabisch sein, wie auch immer. Es war für mich wichtig, ihn zu erledigen.

Ich huschte auf ihn zu. Seine Stimme übertönte meine Geräusche. Jetzt sprach auch der Abbé, und er blickte an der Schulter des Wächters vorbei.

Dann blieb ich stehen und lachte.

Gleichzeitig sprang Bloch zurück, überraschte den Wächter zum zweitenmal, denn durch mein leises Lachen war er ebenfalls aus dem Konzept gebracht worden.

Bevor er sich zu einer Handlung entschieden hatte, sauste wieder der Berettagriff nach unten. Das leise Klatschen kannte ich schon und auch die dabei entstehende Bewegung. Der Typ schraubte sich vor meinen Füßen zusammen.

Bloch nickte mir zu und deutete ein Klatschen an. Mir war aufgefallen, daß beide Wächter neben ihren Lanzen noch Krummsäbel als Waffen trugen. Das wiederum deutete auf Muselmanen hin. Ich

flüsterte dem Abbé zu, einen der Säbel an sich zu nehmen. Ich lief zurück und holte mir die zweite Schlagwaffe.

Die Klinge war ungefähr armlang und leicht gebogen. Dabei relativ breit und aus bestem Stahl gefertigt. Ich war zwar kein Krummsäbelkämpfer, aber verteidigen würde ich mich damit schon können.

Der Abbé allerdings schaute sich die Waffe schon skeptisch an. Er hatte die Stirn gerunzelt und die Lippen zu einem leichten Grinsen verzerrt.

»Was ist los?« flüsterte ich.

»Das ist nicht meine Welt.«

»Was?«

»Diese Waffe hier.«

Ich winkte ab. »Vergiß es, vergiß es wirklich. Übrigens, du warst sehr gut.«

»Ach ja? Dabei haben mir vor Angst die Knie geschlottert.«

»Das wußte doch der Knabe nicht.« Ich schaute auf ihn nieder. Die Menschen damals waren tatsächlich kleiner gewesen. Dieser Aufpasser hatte die Größe eines Kindes, allerdings eines sehr kräftigen.

»Das wäre erledigt«, stellte Bloch trocken fest. »Und wie geht es weiter?«

Ich deutete mit meiner Hand auf das große Feuer. »Jetzt werden wir uns das Lager anschauen.«

Bloch schaute mich an.

»Ist was?«

»Nein, im Prinzip nicht, aber wir sollten auch damit rechnen, daß uns das Glück nicht immer treu bleibt.«

»Das weiß ich selbst…«

***

Wir verhielten uns wie die berühmten Diebe in der Nacht. Da uns die Zeit nicht im Nacken saß, konnten wir einen großen Bogen schlagen und die Stellen meiden, die vom Widerschein des Feuers erhellt wurden. Da war die Dunkelheit unterbrochen worden, da huschte ein Spiel aus Licht und Schatten über den Boden, da sah die dunkle Erde aus, als würde aus ihrer Tiefe ein unheimliches Leben kriechen.

Man feierte nicht, aber man war aufgekratzt. Die Stimmen klangen unserer Meinung nach überlaut.

Hin und wieder wurde gelacht. Manchmal klirrten auch Waffen, und wir gerieten an eine sehr dunkle Stelle, von der aus uns ein übler Gestank entgegenwehte. Nicht weit entfernt erledigten die Menschen ihre Notdurft, zwei waren gerade dabei, es zu tun. Sie unterhielten sich, lachten und rülpsten.

Wir wichen ihnen so gut wie möglich aus und gelangten in eine

schmale Gasse zwischen kleineren Zelten. Hier war es finster. Kein Feuerschein drang hinein. Wir rochen die fremden Gewürze und blieben plötzlich stehen, weil zwei Männer aus einem Zelt getreten waren. Sie trugen die große, mit Essen gefüllte Pfanne zwischen sich und schleppten sie zu einem der Feuer.

»Wenn sie essen, sind sie abgelenkt«, sagte ich.

Der Abbé nickte. »Wenn ich nur wüßte, wen und was wir hier eigentlich suchen.«

»Das silberne Skelett.«

»Schön. Und was ist mit dem Prinzen?«

»Wenn uns Mleh über den Weg läuft, um so besser.«

»Willst du ihn…?«

»Wie ist er denn gestorben?«

»Das weiß ich auch nicht. Vielleicht hat ihn ja jemand getötet, der aus der Zukunft kam.«

Ich mußte lachen, sorgte aber dafür, daß dies kaum zu hören war. Das Leben im Lager spielte sich sowieso nahe des Feuers ab. Ich war davon überzeugt, daß wir dort den Anführer dieses wilden Haufens finden würden. Für mich war das der armenische Prinz Mleh, ein ehemaliger Templer und Verräter.

Die beiden Männer, die die Pfanne zum Feuer getragen hatten, kehrten vorerst nicht zurück, was uns wiederum die Gelegenheit gab, näher heranzuschleichen.

Das Feuer war der Mittelpunkt. Dort versammelten sie sich. Da würden wir den besten Überblick haben, liefen aber auch Gefahr, selbst entdeckt werden.

Frauen befanden sich nicht im Lager. Wir hatten bisher nur Soldaten gesehen, die von den Christen als Heiden bezeichnet wurden, während die Muselmanen die Christen wiederum als Ungläubige ansahen.

Es war auch in den tieferen Schattenregionen der Zelte nie ruhig. Immer wieder mußten wir damit rechnen, daß Gestalten die Unterkünfte verließen, und besonders riskant wurde es für uns in der Nähe des großen Zelts. Die Feuer loderten und schickten ihr Licht in die Dunkelheit. Die Stimmen waren lauter geworden, und wir hörten nicht nur die der Muselmanen, auch andere Laute waren zu vernehmen, und die wollten mir gar nicht gefallen.

War es ein Schreien oder Stöhnen? Hatte ich mal das Klatschen einer Peitsche gehört?

Immerhin durften wir nicht vergessen, daß es welche gegeben hatte, die Tote zu dem alten Friedhof schafften. Aber eine Schlacht hatte hier nicht stattgefunden, dann hätte die Umgebung anders ausgesehen, dieses Lager mußte eine andere Funktion haben. Meine Phantasie ging auf Wanderschaft, so daß ich allmählich dem Grund der Funktion nahe kam. Es war durchaus möglich, daß wir uns in einem Lager

befanden, das als Hinrichtungsstätte eingerichtet worden war, und das wollte mir überhaupt nicht gefallen. Zwar hatten wir nichts gesehen, was darauf hinwies, aber wir hatten noch nicht das Zentrum erreicht, trotzdem waren wir näher herangekommen. Es gab zwischen den Zelten einen breiteren Zugang, den wir natürlich nicht nehmen konnten, denn wir wären sofort entdeckt worden.

Am Ende des Gangs, wo der Platz vor dem großen Zelt begann, standen die Krieger oder Soldaten dicht zusammen. Einige saßen auch, und vom Feuer her drang nicht nur der Geruch verkohlter Holzscheite zu uns hin, auch das Essen rochen wir. Wahrscheinlich hing die Pfanne über den Flammen.

Der Abbé war immer an meiner Seite geblieben. Mit der linken Hand deutete ich einen Halbkreis an, sah Blochs Nicken, und dann huschten wir wieder weg.

Fort aus dem flackernden Licht und hinein in die tiefen Schatten der Nacht.

Diesmal gab es keine Deckung. Hier wuchsen weder Bäume noch Sträucher, wir hatten das Ende dieses Lagerplatzes erreicht und damit auch das Ende des furchtbaren Bodens.

Wieder mußten wir zu Boden und uns von der Seite her an das Zentrum heranrobben. Der Platz wurde nur an der Rückseite von Zelten begrenzt. Die anderen lagen frei, und auch unser Blick wurde durch nichts mehr getrübt. Endlich freie Sicht, aber was wir zu sehen bekamen, war schockierend.

Mir kam es so vor, als würde sich das Gesamtbild erst allmählich zusammenschieben. Wie ein Puzzle sah es aus. Die Einzelheiten drängten sich von allen Seiten zusammen. Stück für Stück wurde aus der Dunkelheit gerissen, so daß ich die Bühne des Schreckens sehen konnte.

Sie war zweigeteilt.

In der einen Hälfte herrschte das normale Lagerleben der Soldaten vor. Da hockten oder standen sie um das große Feuer herum, warfen hin und wieder Holzscheite in die Flammen, um die Umgebung zu erhellen. Über einem kleinen Feuer hing die Pfanne mit dem Essen. Sie war an einem eisernen Dreispitz befestigt. Hin und wieder rührten die beiden Pfannenträger das Essen durch.

Das sah ich nur am Rande. Als ich den Kopf weiter drehte, da fiel mir jemand auf, der die anderen im Sitzen überragte. Da er, mir die linke Seite zuwandte, konnte ich von ihm nicht viel sehen, aber ich erkannte doch seinen haarlosen Kopf, über dessen Fläche hin und wieder die Schatten des Feuers huschten.

Das mußte Mleh sein.

Es saß günstig, denn sein Blick fiel auf den zweiten Teil dieser Szene, und er machte mir angst.

Die Muselmanen hatten Gefangene gemacht. Kreuzritter, wenn ich mich nicht irrte. Sie hatten sie ausgezogen und an in den Boden gerammte Pfähle gebunden. Die Männer berührten mit ihren Füßen nicht den Boden. Sie konnten sich nicht abstützten, ihre Körper wurden einzig und allein von den Stricken gehalten.

Ich zählte nach.

Acht Pfähle.

Acht Gefolterte.

Man war brutal mit ihnen umgegangen. Es gab keinen, dessen Körper nicht von Wunden bedeckt war. Einige bewegten sich hin und wieder zuckend. Andere hingen apathisch in den Stricken, und das alles wurde von diesem armenischen Prinzen mit Wohlgefallen beobachtet. Er verließ sich dabei auf die beiden Folterknechte. Starke Männer, die aussahen wie Ringer. Ihre Oberkörper waren nackt. Sie trugen nur Hosen und nicht mal Schuhe an den Füßen. Die Haut war rauchgeschwärzt, und einer von ihnen hielt ein Brandeisen in der Hand. Der andere verließ sich auf eine Peitsche, an der kleine, scharfe Nägel schimmerten.

Neben mir atmete der Abbé scharf aus. Dann flüsterte er: »Es ist die nächste Partie, John. Diese acht Männer, diese Templer und Kreuzritter, werden als nächste Ladung zum Friedhof gebracht. Sie lassen sie langsam sterben, sie schauen zu, sie essen dabei, sie trinken, und wir stehen hier und sind hilflos.«

Ich schwieg.

Er hatte im Prinzip recht, denn wir waren hilflos. Meine Gedanken drehten sich fieberhaft. Ich wollte und mußte mir etwas einfallen lassen, aber wie sollten wir beide die acht Templer von ihren Qualen erlösen und sie befreien?

Es war im Prinzip unmöglich. Ich hatte unsere Gegner nicht gezählt. Auch wenn wir vier oder sechs von ihnen ausgeschaltet hatten blieben noch genügend übrig, um uns vernichten zu können. Es sah also bitter für uns aus.

Als sich der Abbé bewegte, wurde ich aufmerksam. Der Waffenstahl schimmerte in seiner Hand.

Bloch hatte die Lippen hart zusammengepreßt. Sein Gesicht zeigte einen mir unbekannten Ausdruck.

»Nicht schießen«, warnte ich ihn.

»Keine Sorge, John, ich halte mich schon zurück. Aber was willst du tun?«

»Sie müssen befreit werden.«

»Soll ich lachen?«

»Nein.«

»Dann sag mir, wie du es machen willst.«

»Es ist schwer«, murmelte ich, »aber nicht unmöglich. Ich will an

Mleh heran.«

In den folgenden Sekunden schwieg der Templer. »Gesetzt den Fall, du schaffst es. Wie geht es dann weiter?«

»Da habe ich dann eine Geisel.«

»Und wie kommen wir mit ihr hier weg?«

»Keine Ahnung.«

»Eben.«

»Du wirst nicht an meiner Seite bleiben. Du bist im Besitz einer Waffe, und ich möchte, daß du mir den Rücken deckst. Wenn es hart auf hart kommt, überwinde dich und schieße.«

»Darauf kannst du dich verlassen, John.«

Im selben Augenblick stand der Prinz auf, und ich befürchtete, daß meine Pläne zerstört waren. So wie er sich in die Höhe schob, bewegte sich nur ein Sieger. Ich wußte nicht, ob er auch andere Kleidung besaß, aber in diesem Fall trug er genau die lange Kutte, die er auch auf der Zeichnung angehabt hatte. Sie reichte ihm bis zu den Knöcheln und schwang bei den ersten Schritten hin und her.

Wir sahen ihn jetzt besser und konnten auch erkennen, daß er sichtbar keine Waffen trug. Er hatte auf den Dolch verzichtet und auch auf die Stange mit dem Schädel darauf. Eine schaurige Trophäe.

Sein Weg führte ihn zu den Gefangenen hin. Er ging langsam, man schuf ihm respektvoll Platz, denn er war genau der richtige Herrscher. Er war der Mächtige, und er kam uns vor, als würde er direkt durch das große Feuer gehen, das ihn mit seinem flackernden Schein noch schauriger aussehen ließ.

Einmal drehte er den Kopf. Ich sah sein Gesicht. Es wirkte finster, was auch an seinem pechschwarzen Bart liegen konnte. Dieser Mann wirkte wie ein Dämon, und sicherlich diente er nicht mehr den Mächten, zu denen er sich einmal gezählt hatte.

Seine Soldaten beobachteten ihn. Sie waren ein wilder Haufen. Kein Kämpfer trug eine Rüstung.

Auf Uniformen hatten sie ebenfalls verzichtet, nur nicht auf ihre Schwerter, Säbel und Lanzen. Einige Waffen sahen aus wie Beutestücke.

Allmählich verstummte das Murmeln der Soldaten. Die Blicke waren einzig und allein auf diesen grausamen Prinzen gerichtet, der hier das Sagen hatte.

In unsere Richtung blickte keiner. So konnten wir die Gelegenheit nutzen und uns noch näher an das Feuer heranschieben. Ich ging sogar so weit, daß ich mir als Deckung den Platz aussuchte, auf dem der Prinz zuvor gesessen hatte.

Es war ein hoher, kantiger Stein, und seine Höhe reichte aus, um mich dahinter zu verstecken. Auch der Abbé war gekommen. Ich drückte mich ein Stück zur Seite, damit er ebenfalls Platz bekam.

Der Prinz war vor den Gefangenen stehengeblieben. Er hatte sich die Mitte ausgesucht und wandte uns den Rücken zu. Wir wußten nicht, was er vorhatte, rechneten aber mit dem Schlimmsten.

Er rief einen Befehl.

Sofort rührten sich die beiden Männer an der großen Pfanne. Sie schaufelten von dem Zeug etwas in eine Schale hinein und brachten es ihrem Anführer.

Der aß mit der rechten Hand, in der linken hielt er die Schale. Er stopfte sich die Nahrung in den Mund, grunzte zwischendurch, nickte und betrachtete dabei die Gefangenen, die an ihren Pfählen hingen und schreckliche Qualen erleiden mußten.

Doch keiner von ihnen schrie oder beschwerte sich. Sie alle litten stumm vor sich hin.

Erst als der Prinz die Schale geleert und sie weggeworfen hatte, wandte er sich den Kreuzrittern zu.

Und er bewies, daß er nicht nur im Orient gelebt hatte, denn als er die ersten Worte sprach, da redete er in der französischen Sprache.

Bloch zuckte zusammen, auch ich bekam große Augen. Also waren die Templer Franzosen.

»He, wer von euch kann reden?«

Mleh erhielt keine Antwort.

Er spuckte aus. Dann lachte er und zog seinen Dolch, den wir auch vom Bild her kannten. Er hielt die Waffe in der rechten Hand, fragte noch einmal, kriegte keine Antwort, dann ging er auf den Templer zu, der ihm am nächsten hing.

Was er genau tat, bekamen wir nicht mit, was irgendwo auch gut war, aber wir sahen, wie der Gefangene zusammenzuckte und hörten auch sein schlimmes Stöhnen.

Mleh trat wieder zurück. Ärgerlich bewegte er seine rechte Hand. Von der Dolchklinge spritzten Blutstropfen weg.

Eine Antwort hatte er nicht erhalten, deshalb suchte er sich einen anderen Templer aus. Es war ein Mann, der rechts von ihm hing und seinen Platz auch relativ nahe am Feuer hatte. Die Flammen ließen ihren Widerschein über seinen abgemagerten und von Wunden bedeckten Körper huschen.

Dieser Mann sah für mich aus wie eine Halluzination. Ich mußte mich noch immer an- den Gedanken gewöhnen, daß ich das, was ich hier sah, tatsächlich erlebte.

Auf einen Wink hin brachte man Mleh eine Schale Wasser. Er schleuderte die Flüssigkeit gegen den Körper des Gefangenen, der unter der Kälte zusammenzuckte.

Mleh lachte.

Er schaute zu, wie der Mann die Augen bewegte, dann begann er zu sprechen. »Du wirst mir meine Fragen beantworten. Wenn du es tust,

verspreche ich dir einen sanften Tod.«

Der Templer war stark, sehr stark sogar. »Verräter!« keuchte er. »Du bist ein verdammter Verräter. Du hast einmal zu uns gehört, aber deine Feigheit war größer als dein Gelübde.«

»Ich habe eingesehen, daß ihr nicht gewinnen könnt. Ich stehe jetzt auf der anderen Seite und werde zu den Eroberern gehören. Ich habe den anderen Glauben nicht angenommen, aber ich stehe auf ihrer Seite, denn ich habe mächtige Helfer aus dem Schattenreich, und ein großer Dämon wird mich beschützen.«

»Nur Gott kann dir Schutz geben!«

»Nein, Baphomet.«

»Sprich den Namen nicht aus!« keuchte der Gefangene. »Es ist eine Sünde, eine große Sünde.«

»Für mich nicht mehr, mein Freund. Ich werde Baphomet, einen der größten Templer-Führer überhaupt, bringen. Ich werde alles schaffen, und du wirst mir dabei helfen. Ich weiß, daß du und deine Freunde zusammen mit den Engländern an seiner Seite geritten sind. Ich weiß auch, daß er sich auf dem Rückzug befindet und mit den Resten seines Heeres durch dieses Gebiet ziehen wird. Ich will von dir wissen, wo sie das Gebirge überqueren werden, und da werde ich ihn mir holen.«

»Ich weiß es nicht!«

Der Prinz lachte. Er schaute auf seinen Dolch. Blitzschnell rammte er ihn vor - und hieb ihn dicht neben dem Hals des Gefangenen in das Holz des Stamms.

Der Mann war nicht einmal zusammengezuckt. Mleh zog die Klinge wieder hervor und fragte dabei:

»Welchen Weg wird Richard Löwenherz nehmen? Sag es mir!«

»Nein!«

»Willst du grausam sterben?«

»Ich muß es so oder so.«

Der Prinz hatte die Worte gehört und den Kopf gesenkt. Er dachte wohl darüber nach, wie er doch noch zu seinem Ziel gelangen konnte. »Ich habe Männer erlebt, die unter der Folter zu greinenden Kindern geworden sind. Und ich werde auch dich greinen hören, darauf kannst du dich verlassen. Es wird nicht mehr lange dauern, bis dein Körper nur noch aus Blutblasen besteht und du darum betteln wirst, mir etwas sagen zu dürfen. Wir werden dir die wichtigen Dinge anschließend abschneiden…«

Er zählte auf, was er alles tun würde, und ich merkte, wie dem Abbé, aber auch mir die Galle hochstieg.

»Wir müssen etwas unternehmen, John.«

»Stimmt. Noch droht er nur.«

»Und wenn es anders wird?«

»Abwarten.«

Bloch schaute mich gequält an. Ich konnte verstehen, daß es ihm verdammt schwerfiel, hier ruhig neben mir zu hocken und zuzuschauen, was mit den Menschen geschah, die zu seinen Brüdern zählten, auch wenn sie Hunderte von Jahren früher gelebt hatten.

Aber wir durften uns nicht zum falschen Zeitpunkt zeigen. Mein Plan stand noch immer. Wenn sich die Chance ergab, würde ich mir Mleh als Geisel holen. Er hatte sich bereits von seinem Gefangenen abgewandt und einem der beiden Folterknechte Bescheid gegeben. Das kurze Zeichen mit der Hand hatte ausgereicht.

Der Halbnackte grinste diabolisch, als er sein Brandeisen ins Feuer hielt.

Zahlreiche Augenpaare schauten zu, wie das Eisen allmählich aufglühte. Nun zog der Folterknecht das Brandeisen hervor und drehte sich gemächlich um.

»Nimm dir zuerst seine Beine vor!«

Der Mann nickte.

Ich wunderte mich darüber, daß er die französische Sprache verstand. Möglicherweise hatte der Prinz ihn irgendwo aufgegabelt und in seine Dienste gestellt.

Der Folterknecht bewegte sich zielsicher auf sein Opfer zu.

Der Mann rührte sich nicht. Er hatte nicht einmal versucht, den Kopf zu heben, um auf das glühende Eisen zu starren. Er hing in seinen Stricken und schien zu beten.

Ich wechselte die Beretta in die linke Hand, um mir die rechte abzuwischen. Die Haut glänzte schweißnaß. Ich stand ebenfalls unter einer irrsinnigen Nervenanspannung und war nur froh, daß mir der Prinz den Rücken zudrehte. Es war bis zu ihm keine große Entfernung, die ich in wenigen Sekunden zurücklegen konnte.

Ich nahm die Waffe wieder in die Rechte.

Der Folterknecht hatte sein Opfer erreicht. Er hielt den Blick auf die Beine gesenkt.

Ich drückte mich hoch.

Und da fiel der Schuß!

Der Folterknecht stieß nicht einen Schrei aus. Die Kugel war schräg in seinen Kopf gefahren, und der halbnackte Mann brach auf der Stelle zusammen…

***

Geschossen hatte Abbé Bloch, das wußte ich. Der Templer hatte sich halb aufgerichtet, er zitterte leicht, atmete stoßweise und hatte meinen Plan zunächst zerstört, denn auch ich mußte meine Überraschung verdauen.

Es war still geworden. Weder der Folterknecht noch dessen Herr bewegten sich. Auch die anderen Soldaten saßen oder standen

unbeweglich auf ihren Plätzen. Keiner begriff, was hier vorgefallen war. Sie sahen nur den toten Folterknecht, dessen Kopf nicht mehr so aussah, wie noch vor einer Minute.

Schußwaffen hatte es in dieser Zeit noch nicht gegeben, und sicherlich dachten einige von ihnen an Zauberei, denn so etwas hatten sie noch nicht erlebt.

Die Stille war bedrückend. Nur das Prasseln der Flammen war zu hören. Die gefangenen Templer hatten nicht mitbekommen, was vor ihnen abgelaufen war, sie waren einfach zu schwach.

Und der Prinz?

Er sah aus wie jemand, dem die Felle weggeschwommen waren. Er verstand die Welt nicht mehr.

»John, ich habe es getan. Ich konnte nicht anders, ich…«

»Psst!« zischte ich. Vielleicht war es sogar gut, daß er so reagiert hatte, denn Prinz Mleh und seine Soldaten mußten mit der neuen Situation erst einmal zurechtkommen.

Er schrie etwas. Dabei hob er die Arme und ballte die Hände zu Fäusten. Dann deutete er mit zuckenden Bewegungen auf den Toten und gab dessen Kumpan den Befehl, sich um den Mann zu kümmern. Der zweite Folterknecht lief hin, hob den Toten auf und brachte ihn Mleh Der deutete auf den Boden. Zu seinen Füßen wurde der Tote niedergelegt. Jemand warf Holzstücke ins Feuer. Die Flammen schlugen wieder höher und sorgten für mehr Helligkeit.

Prinz Mleh hatte sich hingekniet. Sein Blick war auf den Kopf des Toten gerichtet. Wir konnten nicht viel sehen, aber ich wußte, wie jemand aussah, dem eine Kugel durch den Schädel geschossen war. Für diesen Despoten war es neu.

Er kam damit nicht zurecht. Mit beiden Händen packte er den Toten an den Schultern. Er hob ihn an, schüttelte die Leiche durch, als könnte er so das Leben wieder in ihn hineinpressen, aber der Folterknecht rührte sich nicht.

Mleh ließ ihn schließlich mit einer schon widerlich anmutenden Bewegung fallen.

Danach drückte er sich in die Höhe und drehte sich dabei um. Sein Gesicht geriet in unser Blickfeld.

Wir sahen, daß es zu einer Grimasse der Wut geworden war, aber in seinen Augen leuchtete auch so etwas wie Furcht, und er schaute gegen den düsteren Nachthimmel, als wäre dort jemand, der ihm eine Lösung geben konnte.

Die bekam er nicht.

Auch wir verhielten uns still, denn wir hatten uns wieder hinter die Deckung zurückgezogen.

Mleh atmete tief durch. Keiner half ihm, niemand konnte ihm eine Antwort geben. Jetzt war er als Führer gefordert, denn er mußte

seinen Leuten Sicherheit verleihen. Sie fürchteten sich, sie hatten Fragen, und sie verlangten Antworten.

Der Prinz konnte sie ihnen nicht geben, so schlau war er auch. Daß es eine Lösung gab, wußte er ebenfalls, und als er sich wieder den Templern zuwandte, da ahnte ich, mit welchen Gedanken der sich beschäftigte. Er schob alles den Templern in die Schuhe. Ihre Kraft und ihr Wille mußten dafür gesorgt haben, daß alles so gekommen war.

Mit drohenden Schritten näherte er sich seinem Ziel. Auch der Gefangene, der dieser Folter entgangen war, hob den Kopf. Er öffnete den Mund, seine Zunge fuhr hervor, als lechzte sie nach einem Tropfen Wasser.

Mleh sprach ihn an. »Du hast gesehen, was passierte. Er fiel, als sei er vom Blitz getroffen. Aber es war kein Blitz da, verstehst du das? Es hat keinen Blitz gegeben! Der Himmel war und ist dunkel. Wer hat es also getan? Was ist geschehen? Mit wem steht ihr in Verbindung?«

»Nur der Herrgott hat uns… aahhh…«

Mleh ließ den Gefangenen nicht ausreden. Blitzschnell hatte er mit seinem Dolch zugestoßen und das Bein des Mannes getroffen. Der Templer schrak zusammen, der zuckte trotz der Fesseln und wimmerte. »Ich werde immer weiter stechen, immer höher. An deinem verdammten Körper ist noch genügend Platz, das sehe ich. Du wirst allmählich ausbluten, du wirst es nicht mehr schaffen, du…«

Wieder hob er die Waffe. Diesmal aber zielte er gegen den Leib des Mannes.

»John…«, drängte Bloch. Er hatte recht.

Wir mußten uns zeigen.

Und noch in derselben Sekunde schoß ich aus meiner Deckung hoch, startete und rannte auf den Prinzen zu, der nicht mehr zu einem zweiten Stich kam, denn ich war bei ihm, riß ihn heftig herum, umklammerte mit dem linken Arm seine Kehle, nahm ihn also in den Schwitzkasten, und preßte ihm mit der anderen Hand die Mündung der Waffe gegen die Stirn…

***

Mleh rührte sich nicht. Wieder war er völlig überrascht worden. Ich hatte den Eindruck, keinen Menschen, sondern eine Steinfigur zu umfassen. Er stank widerlich. Nach Schweiß, nach Dreck und anderem Zeug, und aus seinen Mundwinkeln lief heller Seiber.

»Keine Bewegung!« zischte ich ihm ins Ohr. »Ich habe eine Wunderwaffe. Du hast gesehen, wie sie funktionierte. Dein Mann ist tot, erledigt durch diese Waffe…«

Er röchelte.

Ich verstärkte den Würgegriff nicht, dafür den Druck der Mündung,

um ihn noch einmal darauf hinzuweisen, daß es sich nicht lohnte, sich gegen mich zu stemmen.

Die ersten Sekunden waren vorbei, und die große Panik war ausgeblieben. Die Soldaten standen nach wie vor wie die Ölgötzen auf der Stelle. Sie mußten mich für einen Geist halten, den der Himmel oder die Hölle geschickt hatte. Trotz ihrer Waffen waren sie völlig durcheinander - und wurden es noch mehr, als sich der Abbé aus seiner Deckung löste und mit gezogener Waffe quer über den Platz ging. Er hielt den Revolver in der rechten Hand, den Beutesäbel hatte er in die linke genommen, und ich wußte auch, was er vorhatte, denn er schlug einen Bogen und näherte sich den gefangenen Templern.

»Ich werde sie befreien, John!«

»Tu das!«

Ich hoffte nur, daß mein Freund die Nerven behielt. Seine Stimme hatte zwar ruhig geklungen, aber das leichte Zittern war für mich doch nicht zu überhören gewesen. Er, der friedliche Mensch, stand unter einem wahnsinnigen Druck. Was er in den nächsten Minuten vorhatte, das war einfach zu neu für ihn.

Hinter dem Pfahl an der linken Seite blieb er stehen. Ich sah nicht, was er tat, weil ich es mir einfach nicht erlauben konnte, den Blick zu wenden. Ich mußte die Muselmanen im Auge behalten. Hatten sie erst ihre Überraschung verdaut, würden sie eingreifen. Schließlich waren sie in der Überzahl.

Noch aber taten sie nichts. Doch Mleh hatte sich wieder gefangen. Er sprach aus trockener Kehle.

Es waren mehr Laute als Worte, so daß ich den Druck um seinen Hals etwas lockerte. Jetzt konnte er besser reden. Seine erste Frage bewies mir, daß er die Überraschung noch immer nicht verdaut hatte.

»Wer bist du? Ein Magier? Ein mächtiger Zauberer? Ein Dämon aus einer fremden Welt?«

»Nur ein Mensch!«

Er konnte es nicht glauben. »Du hast etwas in der Hand, das töten kann.«

»Stimmt.«

»Was ist es?«

Ich lachte leise. »Es ist eine Pistole. Du kennst sie nicht, du wirst sie auch nie kennenlernen, von dieser einen Ausnahme einmal abgesehen.«

»Ich will sie haben.«

»Nein!«

Ich hörte einen dumpfen Aufprall. Dem Abbé war es gelungen, beim ersten Gefangenen die Stricke zu lösen. Am Pfahl entlang war der Mann zu Boden gerutscht und hatte sich dort zusammengedrückt. Bloch kümmerte sich um den zweiten. Ich konnte nur hoffen, daß uns

genügend Zeit blieb, alle Gefangenen zu befreien, aber es sah leider nicht so aus, denn die Soldaten wurden allmählich unruhig. Hier und da reflektierte Waffenstahl das Feuer, wenn sie ihre Säbel oder Schwerter bewegten.

Das gefiel mir überhaupt nicht. Ich warnte ihren Anführer. »Sag ihnen, daß sie nichts unternehmen sollen. Merke ich es, dann werde ich dich töten.«

»Wer bist du?«

»Sag es ihnen!«

Er wollte es nicht, er mußte sich beweisen, und er schrie seinem zweiten Folterknecht etwas zu, denn dieser Mann hatte sich mit zwei Schwertern bewaffnet. Er fühlte sich dazu ausersehen, seinen Herrn zu retten. Schreiend und die beiden Krummschwerter schwingend, rannte er auf uns zu und hatte trotzdem nichts gelernt.

Meine Kugel war schneller.

Das zweibeinige Untier wurde im vollen Lauf getroffen. Ich hatte ihn trotz seiner Grausamkeit nicht töten wollen, hatte die Waffe nur für die Dauer des Schusses von der Stirn des Prinzen weggenommen und geschossen.

Das Zielen war mir nicht groß möglich gewesen. Da ich aber tiefer gehalten hatte, war die Kugel nicht in den Kopf oder die Brust des Folterknechts geschlagen, sondern steckte tiefer. Irgendwo zwischen Rippe, Hüfte und Magen.

Der Mann brüllte. Aus dem wilden Lauf heraus rutschte er aus, fiel auf den Boden und überschlug sich. Seine Waffen verlor er, bevor er wimmernd liegenblieb und beide Hände auf die Wunde preßte, aus der das Blut rann.

Wieder hatte ich bewiesen, wozu ich fähig war, und ein abermaliger Schock hatte die Soldaten getroffen. Sie waren zwar nicht völlig aus dem Häuschen, aber sie wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten. Wie die Kinder riefen und sprachen sie durcheinander. Sie redeten in ihrer Sprache, so daß ich nichts verstehen konnte. Gegenseitig schauten sie sich an, aber es gab niemand, der ihnen hätte einen Rat geben können. Sie mußten sich damit abfinden, daß zwischen ihnen ein Dschinn - ein Geist - erschienen war.

So dachte selbst der Prinz. »Bist du ein Geist?« fragte er, »bist du ein Geist?«

»Vielleicht.«

»Du fühlst dich nicht an wie ein Geist. Einen Geist kann man auch nicht fühlen. Was bist du?«

»Ein Templer.«

»Was?«

»Und ein Freund von König Richard Löwenherz.«

Den letzten Satz mußte er erst verdauen. Er war so überrascht, daß

er zunächst kein Wort hervorbringen konnte. »Nein, nein, du lügst, ich kenne Richard. Ich weiß auch, wer bei ihm gewesen ist. Ich bin ein Stück des Weges mit ihm geritten. Ich habe dich nie bei ihm gesehen. Du bist ein anderer. Richard hätte dich uns gezeigt, denn wer so mächtig ist, den hält man nicht versteckt.«

Im Prinzip hatte er recht. Aber hier ging es nicht um eine oder seine Logik, sondern um andere Tatsachen und vor allen Dingen darum, daß wir Menschenleben retten wollten.

Der Abbé hatte weitergemacht und auch den letzten Templer aus seiner Lage befreit. Jetzt standen die blutbefleckten Pfähle wie Gerippe im Widerschein des Feuers.

Der zweite Folterknecht wimmerte nicht mehr. Er lag jetzt still. Ob er gestorben war, konnten wir nicht erkennen, aber es tat sich etwas bei den Muselmanen.

Daß sie beherzte Kämpfer waren, wußten wir aus der Geschichte. Daß sie abergläubisch reagierten, war uns ebenfalls bekannt. In allen Märchen aus dem Morgenland spielten Geister und Ungeheuer eine große Rolle. Wohl jeder glaubte daran, vom Sultan bis zum Bettler. Wahrscheinlich stellten sie sich die Geister so vor, wie sie diese aus den Geschichten her kannten. Wir entsprachen dieser Überlieferung nicht, aber wir sahen in unserer Kleidung auch nicht aus wie sie, und wir besaßen Waffen, deren Funktion sie nicht begreifen konnten. Das alles machte ihnen Angst, und für sie gab es nur eine Chance, dieser Angst zu entwischen. Sie mußten fliehen.

Irgend jemand schrie etwas. Und dieser Schreier machte auch den Anfang. Für uns lief es nahezu ideal, denn plötzlich kam in jeden Soldaten Bewegung. Keiner blieb mehr an seinem Platz. Fluchtartig rannten sie weg. Nicht einmal alle Waffen nahmen sie mit. Sie flüchteten hin zu den Pferden, und es gab keinen, der sie aufhalten konnte. Selbst der Prinz schaffte es nicht. Mleh mußte mit ansehen, wie ihm seine Leute wegliefen und ihn im Stich ließen.

Er begriff es nicht. Er gab auch keinen Kommentar ab. Er war in meinem Griff wieder zu Stein geworden. Jeder Soldat der floh, nahm ihm ein Stück Hoffnung auf den Sieg.

Schon sehr bald war das harte Trappeln der Pferdehufe zu hören. Da wußten wir endgültig, daß wir vorerst unsere Ruhe hatten und uns mit dem Prinzen beschäftigen konnten.

Auch der Abbé kam wieder zu mir. Er war erschöpft, aber in seinen Augen lag ein harter Blick.

»Was ist mit den Gefangenen?« wollte ich wissen.

Er hob die Schultern und ließ sie sacken.

»Tot?« hauchte ich.

»Bis auf einen. Der hatte ja- reden sollen. Die anderen sind gestorben.« Er weinte plötzlich und lief davon. Sein Ziel war das

Wasserfaß, in das er einen Holzeimer tauchte und ihn füllte. Mit dem Eimer ging er zu dem letzten Überlebenden zurück, um seine Wunden zu reinigen.

In mir kochte der Zorn hoch. Ich wußte, wer die Schuld am Tod dieser Menschen trug und hätte Mleh am liebsten zu Boden geworfen und in den Staub getreten.

Ich tat es nicht.

Ich ließ ihn statt dessen los und schubste ihn zurück. Er hielt den Dolch nicht mehr in der Hand.

Verwirrt, ängstlich und waffenlos stand er vor mir, das Gesicht so naß, als hätte er vor kurzem noch gebadet und sich nicht abgetrocknet.

»Jetzt sind wir allein«, sagte ich.

Der kahlköpfige Prinz bewegte nur seine Lippen. Zu einer Antwort war er nichtfähig.

»Was soll ich mit dir tun?« fragte ich ihn. »Soll ich gleiches mit gleichem vergelten und dich ebenfalls töten, wie du deine Feinde getötet hast? Soll ich das tun?«

Er schwieg.

»Ihr habt keine Gnade gekannt. Ihr habt die Templer gefoltert und anschließend mit einem Karren auf den alten Friedhof gebracht, wo die Geier schon warten. Eure Grausamkeit ist unbeschreiblich. Ihr seid keine Menschen mehr.«

Plötzlich konnte er wieder reden. »Die anderen auch. Nicht nur wir. Was haben die großen Kreuzritter denn auf ihrem Weg ins Heilige Land alles getan? Sie haben verbrannte Erde hinterlassen. Sie haben die Männer getötet, Frauen vergewaltigt, Es waren nicht nur stolze Ritter dabei, ein großer Troß von Soldaten und Söldnern zog mit ihnen. Und sie sind auch durch mein Reich gekommen und wollten alles zerstören. Ich aber habe mich auf ihre Seite gestellt, nachdem ich mit ansehen mußte, wie sie die Dörfer abgebrannt und die Menschen getötet haben. Ich schloß Frieden mit ihnen, nachdem ich mich bereit erklärte, meine Soldaten ihrem Herrn zu übergeben. Ich selbst wurde zu einem Tempel-Ritter und zog mit in das Heilige Land. Aber tief in meinem Herzen haßte ich sie, und ich habe ihnen geschadet, wo ich nur konnte. Ich habe sie verraten, ich habe ihre Pläne nicht für mich behalten und sie an die mächtigen Herrscher aus dem Morgenland weitergegeben. Und dann habe ich sie verlassen und mich auf die andere Seite gestellt. Man gab mir die Kämpfer mit. Der Sultan Saladin suchte sie selbst aus. Wir waren die, die aus dem Hinterhalt heraus unsere Feinde vernichteten. Ich habe mir diesen alten Friedhof selbst ausgesucht. Dort liegen nicht nur Templer. Alle Gefangenen, die wir auf unseren Raubzügen machten, liegen in dieser Erde. Und keiner von Ihnen wird je ein Kreuz auf sein Grab bekommen.«

»Du haßt Kreuze, wie?«

»Ja.«

»Aber du kennst König Richard.«

»Ich war einige Male in seiner Nähe und habe mit ihm gesprochen. Er hat mir auch vertraut.«

»Und du hast sein Vertrauen mißbraucht und ihn verraten.«

»Ja!« schrie er mich an. »Ja, so ist es gewesen. Ich habe auch ihn gehaßt…«

Bevor er weitersprechen konnte, unterbrach ich seine Tirade mit einer Frage. »Hast du ihn sehr gehaßt?«

»Und wie!«

»Aber du kanntest ihn, und du weißt auch, daß er auf das Kreuz vertraut hat.«

Er nickte.

»Hast du das Kreuz gesehen?«

»Wir kämpften unter dem Kreuz damals.«

»Das habe ich nicht gemeint«, sagte ich. »Kannst du dich nicht erinnern, daß er persönlich ebenfalls ein Kreuz bei sich trug? Ein besonderes Kreuz, das aus Silber bestand und ihm einen Schutz gab.«

Mleh überlegte. Nach einer Weile murmelte er: »Ich habe ihn einmal in einem Badezuber gesehen. Ja, da hing etwas vor seiner Brust. Das kann ein Kreuz gewesen sein.«

»Sehr gut«, sagte ich.

Mleh schaute auf den Abbé, der näher an uns herangetreten war. »Warum fragst du das?«

»Weil ich dir etwas zeigen möchte.«

»Du mir?«

»Ja.« Ich lächelte ihn kalt an. Mit der linken Hand öffnete ich zwei Hemdknöpfe. In der Rechten hielt ich nach wie vor die Beretta, die auf ihn zielte.

Dafür hatte er keinen Blick. Er starrte auf den Gegenstand, den ich unter dem Hemd hervorzog, die Kette noch um meinem Hals ließ und das Kreuz nur auf die flache Hand legte.

»Ist es das gewesen?«

Er senkte den Kopf und glotzte. Ich hätte nie gedacht, daß er bleich werden würde, doch genau das geschah in diesem Augenblick mit ihm. Nur kurze Zeit blieb er still, dann riß er den Kopf hoch.

Sein Gesicht war zu einer Fratze der Angst geworden.

»Das ist es!« brüllte er. »Das ist sein Kreuz! Ich sehe, und spüre es!« Und dann tat er etwas, womit weder der Abbé noch ich gerechnet hatten. Er warf sich herum, ohne sich um meine Waffe zu kümmern, und rannte geradewegs auf das große Feuer zu…

***

Mein Arm ruckte vor. Es war eine Reflexbewegung, die sich nicht lohnte, denn der Prinz war bereits zu weit entfernt, als daß ich ihn hätte aufhalten können.

Er war zu einem bösen, zu einem schreienden und tanzenden Derwisch geworden, den nichts mehr aufhalten konnte, der eingesehen hatte, wie stark sein Gegner war. So wurde er von der nackten Panik getrieben, geradewegs seinem Verhängnis entgegen.

»Neinnn!«

Mein Schrei erreichte ihn wohl, es nutzte nichts. Vor ihm wuchsen plötzlich die Feuerzungen hoch.

Es mußte ihm vorkommen, als hätte ihn die Hitze der Hölle eingeholt, um ihn in das tiefe, grausame Feuerloch zu zerren.

Worüber er stolperte sahen wir nicht. Wir bekamen nur mit, wie er nach vorn kippte, die Arme ausstreckte, die Hände gespreizt hielt, aber keinen Halt mehr fand, sondern einzig und allein in die heißen Flammen hineingriff, die über ihre neue Nahrung erfreut waren und blitzartig seinen Umhang in Flammen setzte.

Er stand da wie eine lebende Fackel.

Das Feuer war wie ein Tier. Es fauchte, es schnaubte, es toste und tobte. Und es war in seiner absoluten Gier einfach unersättlich. Es griff zu - und tötete.

Wir schauten nicht mehr hin. Außerdem sahen wir die Gestalt nur durch den Flammenschleier, und helfen konnten wir dem Prinzen auch nicht mehr. Er kam uns vor, als würde seine Gestalt zerfließen und die Haut in langen Schleimfäden von oben nach unten rinnen.

Ich ließ das Kreuz wieder verschwinden. Als ich meinen Handrücken sah, entdeckte ich auch die Gänsehaut darauf. Trotz der Hitze war mir kalt geworden.

»Du hast es nicht ändern können, John«, sagte der Abbé.

»Ich weiß«, murmelte ich.

Dann schaute ich wieder zum Feuer. Prinz Mleh war nicht mehr zu sehen. Die Flammen hatten ganze Arbeit geleistet…

***

Suko hatte sich überwunden und auf dem Sessel seinen Platz gefunden, immer bereit, den Sessel sofort zu verlassen, wenn Gefahr drohte.

Und an die Gefahr für Leib und Leben dachte Suko immer zurück. Er konnte einfach nicht vergessen, daß ihn der Sessel fast in den Todgerissen hätte.

Heute nicht.

In dieser Nacht hatte der Knochensessel Suko akzeptiert, und er auch ihn.

Nach einigen Sekunden hatte sich der Inspektor wieder beruhigt. Er

ging sogar so weit, daß er sich zurücklehnte und eine bequemere Haltung einnahm.

Er spürte die Knochen in seinem Rücken, darum kümmerte er sich jedoch nicht. Dieser Sessel war nicht bequem, aber aus einem anderen Grunde interessant, in ihm steckte eine ganz besondere Kraft.

Er würde ihm, so hoffte Suko, Antworten auf eine bestimmte Frage geben. Noch immer glaubte er nicht daran, daß seine Freunde John Sinclair und der Abbé dieses Arbeitszimmer auf dem normalen Weg verlassen hatten. Es sprach einfach zu viel dagegen.

Suko wartete.

Er wußte, daß der Sessel nicht so reagierte, wie er es gern gehabt hätte. Er rechnete damit, daß er wie auch damals - in eine andere Dimension oder Zeit gezerrt wurde, und er konnte nur hoffen, daß er nicht in Avalon landete.

Suko schloß die Augen nicht ganz. Aber er brauchte Ruhe und wollte sich deshalb nicht von äußeren Einflüssen ablenken lassen. Er sah Teile der Einrichtung und auch die Tür, die sich für ihn so ungewöhnlich verkleinert hatte.

Überhaupt waren die Maße des Zimmers durch den Blickwinkel anders geworden.

Suko wartete. Er ärgerte sich darüber, daß er seine Gelassenheit verloren hatte. Es war ihm in der letzten Zeit schon öfter passiert. Er hatte sich von der Hektik seines Jobs und des westlichen Lebens anstecken lassen. Vielleicht war es nötig, wenn er sich wieder auf die alten Werte besann.

Daß ihm dieser Gedanke gerade jetzt durch den Kopf schoß, machte ihn auch nicht glücklich. Er mußte seine Gedanken zusammenhalten, nur nicht ablenken lassen und sich mit Dingen befassen, die mit den eigentlichen nichts zu tun hatten.

Er legte seine Hände auf die Lehnen. Er wollte die Kraft aus dem Sessel herausziehen, aber sie sollte sich nicht - wie damals - gegen ihn stellen. Der Sessel war mehr als ungewöhnlich. Es gab da etwas, die alte Kraft des letzten Templer-Führer hatte sich in den Gebeinen gesammelt, und Suko versuchte auch, seine Gedanken zu sammeln und sich auf den Sessel zu konzentrieren.

Es mußte klappen!

Bei John und dem Abbé war dies auch der Fall gewesen. Warum sperrte sich der Sessel gegen ihn?

Die Fragen beschäftigen Suko einfach zu stark, so daß es zu einer richtigen Konzentration kaum langte.

Aber es war etwas da…

Ein leichtes Zittern, ein Vibrieren?

Suko hielt den Atem an, und plötzlich fielen ihm wie von selbst die Augen zu.

Er wollte sie öffnen, weil er für sich wieder die Gefahr spürte. Mit geschlossenen Augen kam sie ihm stärker vor, aber es gelang ihm nicht mehr, sich dagegen zu wehren.

Der Sessel war stärker.

Suko hätte auf einen Beobachter wie ein schlafender Mann gewirkt. Einer, der die Augen geschlossen hielt, der aber trotzdem sah, und genau das war das Phänomen.

Er *sah!*

Aber er sah andere Dinge und Szenen als seine normale Umgebung. Keine Wand mehr, kein Zimmer, keinen Tisch, keinen Bücherschrank, kein Regal, alles war anders geworden, denn der Sessel hatte ihn in eine fremde Welt entführt.

Hinein in die Dunkelheit, die aber nicht überall finster war, denn an einer Stelle war ein mächtiges Feuer zu sehen, das seine Flammenarme so hoch wie möglich stieß, die Dunkelheit zerriß und seinen Widerschein über ein Gebiet abstrahlte, das dem Menschen der Gegenwart ebenfalls fremd sein mußte.

Es sah aus wie die Kulisse zu einem Ritterfilm. Es standen einige Zelte um das Feuer herum, er sah mit Schwertern, Säbeln und Lanzen bewaffnete, dunkelhäutige Soldaten, er sah nackte Männer gefesselt an Pfählen hängen, und er sah eine glatzköpfige Gestalt mit einer dunklen Kutte bekleidet, die alles unter Kontrolle hielt und so etwas wie der Anführer war.

Was war das?

Suko verstand die Szene nicht.

Aber er blieb in seiner Starre und ließ die Bilder auch weiterhin auf sich wirken.

Es war nichts Freundliches daran. Sie alle zeigten ihm eine gewisse Düsternis, und Suko fühlte sich von diesen Eindrücken sogar bedroht. In seinem Kopf tanzte die Hitze in Wellen, im Magen spürte er ein Brennen, er war nicht mehr er selbst, aber er kam sich auch nicht fremd vor.

Dann verblaßte das Bild. Es wirkte auf ihn so, als hätte jemand einen Grauschleier darüber gepinselt. Er hatte auch nichts gehört, keine Stimmen, kein Waffenklirren, alles war in einer sehr dichten Stille abgelaufen, die erst unterbrochen wurde, als Suko seinen eigenen heftigen Atemstoß hörte.

Jetzt ging es ihm besser.

Er konnte die Augen öffnen.

Die Wirklichkeit und vor allen Dingen seine Zeit hatte ihn wieder. Er war schweißnaß geworden. In der kurzen Zeit hatte er einen Teil seiner Energien verbraucht.

Der Mund war trocken, die Zunge klebte am Gaumen, auch die Kleidung klebte an seiner Haut, und er konnte einfach nicht mehr auf

dem Knochensessel hockenbleiben.

Deshalb stand er auf.

Suko ärgerte sich über seine eigenen Bewegungen. Sie waren längst nicht mehr so geschmeidig, wie er es gewohnt war. Ziemlich müde ging er die ersten Schritte und bewegte sich dabei auf den Tisch zu, wo auch die angebrochene Flasche Wein neben den Gläsern stand.

Mit beiden Händen stützte sich Suko an der Tischkante ab. Tief atmete er durch, um einen klaren Gedanken zu fassen. Er schüttelte den Kopf, doch noch immer verstopfte der unsichtbare Sand seine Kehle und erschwerte ein schrecklicher Druck auf seinem Kopf das Denken.

Er griff zur Flasche.

Wasser wäre ihm lieber gewesen. Da er es nicht zur Hand hatte, griff er zum Wein. Er setzte die Öffnung gegen die Lippen und ließ den Rotwein in seine Kehle gluckern.

Nach zwei Schlucken stellte er die Flasche wieder zurück. Der Wein hatte einen säuerlichen Geschmack bei ihm hinterlassen, aber seiner Kehle ging es jetzt besser.

Noch immer am Tisch stehend drehte sich der Inspektor um. Er schaute auf den Sessel, über dessen Gebein das Streulicht der kleinen Lampe hinweghuschte und ihm ein gelblichrot schimmerndes Muster gab. Der Knochensessel war ein starrer Gegenstand, in diesem ungewöhnlichen Licht aber wirkte er, als wäre er von einem geheimnisvollen und düsteren Leben erfüllt.

Es war etwas geschehen, das wußte Suko genau. Er hatte es auf eine bestimmte Art und Weise gesehen, und es war ihm ein Bild gezeigt worden, das sicherlich nicht aus dieser Zeit stammte.

Vergangenheit…

Suko ließ sich diesen Begriff wieder durch den Kopf gehen, und er spürte plötzlich den Schmerz dort, wo ihn die Kugel gestreift hatte. Das brachte ihn darauf, daß er einfach zu lange flach gelegen und die weitere Entwicklung des Falls nicht mitbekommen hatte. Es mußte eine Spur geben, die in die Vergangenheit führte, aber er hatte deren Beginn nicht mitbekommen und war im Nachhinein mit ihr konfrontiert worden. Nur kam er damit nicht zurecht. Er hatte diese glatzköpfige und schwarzbärtige Gestalt in der Kutte gesehen. Er wußte, daß sie eine bestimmte, möglicherweise auch entscheidende Rolle spielte, aber er wußte nicht, wie er sie einordnen sollte.

Suko verfluchte sich selbst. Er verfluchte den Sessel nicht, denn er war für ihn die einzige Hoffnung.

Um seine Lippen zuckte es, als er auf das makabre Sitzmöbel zuging, um einen zweiten Versuch zu starten. Als sich hinter ihm die Tür öffnete, drehte er sich ärgerlich um.

Der junge Wachtposten schaute in das Arbeitszimmer. Er sah Sukos

entrüsteten Blick und zog sich schweigend und mit einem verkrampften Lächeln wieder zurück. Er hatte gemerkt, daß er störte, aber er hatte Suko auch aus dem Konzept gebracht.

Gedankenverloren stand der Inspektor da und starrte vor sich auf den Boden.

Noch mal von vorn.

Diesmal dachte er schneller, und er kam wieder auf denselben Punkt zurück.

Er mußte den Sessel noch einmal benutzen, weil seine Magie wichtig und entscheidend war. Er glaubte fest daran, daß nur sie allein die Lösung bringen konnte.

Wieder ging er auf ihn zu.

Das gleiche Ritual. Das Abtasten der Sitzfläche und der übrigen Knochen. Es hatte sich nichts verändert.

Suko nahm Platz.

Wieder stemmte er sich dabei an den Lehnen ab und ließ seinen Körper vorsichtig nach unten gleiten. Die Knochen gaben zwar leicht nach, doch sie brachen nicht.

Das bequeme Sitzen - das Ausstrecken der Beine, das Zurücklehnen, der leichte Druck der Knochen an seinem Rücken, das alles kam ihm bekannt vor und war wie ein Ritual.

Auch die Augen fielen ihm zu.

Da senkte sich der graue Vorhang, auch das war nachvollziehbar. Wieder verengte sich sein Blickfeld, und dann geschah es. Das Grau nahm eine andere Farbe an. Etwas Göttliches schob sich hinein, nicht ruhig, sondern flackernd.

Das Feuer. Es war noch da, nur schlugen die Flammen nicht mehr so hoch. Und auch die Umgebung hatte sich verändert. Die Soldaten waren verschwunden, der große Platz vor den unterschiedlich hohen Zelten lag leer. Auch an den Pfählen hingen keine Menschen mehr, trotzdem wurde Suko den Eindruck nicht los, daß es in der Nähe des Platzes trotzdem noch Menschen gab und er sie zwar spürte, aber nicht sehen konnte.

Wer…?

Das Feuer loderte plötzlich auf. Suko, der auf dem Knochensessel saß, schrak zusammen, als wäre er selbst von dem heißen Hauch der Flammen erwischt worden.

Er konzentrierte sich nur auf das Feuer oder wurde dorthin geleitet. Er konnte sehen - und glaubte seinen Augen nicht zu trauen, denn aus den Flammen stieg etwas hervor, ohne von ihnen verbrannt zu werden…

***

Der gefolterte Templer lag auf meinen Armen. Mit ihm bewegte ich

mich auf das Zelt zu und konnte mich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen, den einzig Überlebende dieser grauenvollen Nacht über den Platz zu tragen.

Aber es stimmte. Die anderen waren tot, und der Abbé war damit beschäftigt, ihre Leichen abzudecken. Sollte uns genügend Zeit bleiben, wollte er sie sogar begraben. Aber darüber dachte ich nicht nach, als ich neben dem Feuer stehenblieb und einen Blick in die Flammen warf, die nicht mehr so hoch in die Höhe flackerten, weil sie in der letzten Zeit keinen Nachschub gekriegt hatten.

In ihnen war Mleh verschwunden!

Der Abbé und ich hatten sein Ende erlebt und nicht mehr erfahren können, zu welchen Untaten er zuvor fähig gewesen war. Es war schlimm, wir machten uns auch darüber Gedanken, aber es war leider nicht mehr zu ändern. Vielleicht würde uns der schwerverletzte Templer noch Auskunft geben können, darauf hofften wir.

Ich ließ das Feuer zurück und bewegte mich auf das größte der Zelte zu. Es bestand aus dunklem Stoff, stand an den beiden Enden hoch und war in der Mitte gesenkt. Auf mich machte es den Eindruck einer breiten Welle.

Es gab auch einen Eingang, einen offenen Schlitz, der breit genug war, um uns durchzulassen.

Ich stand nicht im Dunkeln, sondern sah die zahlreichen kleinen Feuer. Die dünnen Flammen tanzten auf und über mehreren Oberflächen einer öligen Flüssigkeit, die sich in den Metallschalen verteilt hatte. Es waren blasse Lichter und trotzdem ausreichend, um die Wohnlichkeit dieses Zeltinnern zu unterstreichen.

Man konnte zwar nicht von einer orientalischen Pracht sprechen, aber Sitzkissen verteilten sich ebenso wie zwei dick gepolsterte Sofas und ein halbrunder Diwan.

Mit den Flüssigkeiten zusammen mußten auch Kräuter verbrennen, denn ihr Geruch war wesentlich angenehmer als der Gestank draußen.

Auf den Diwan legte ich den verwundeten Templer. Seine Beinwunde hatte der Abbé mit einem Taschentuch so gut wie möglich verbunden, und er hatte die anderen Wunden und Schrammen gereinigt, aber nicht desinfizieren können, denn dazu fehlten uns die Mittel.

Der Mann hatte die Augen aufgeschlagen. Er schaute mir direkt ins Gesicht und versuchte sogar, etwas zu lächeln. Auf den eigenen Füßen zu stehen oder zu gehen, dazu war er nicht in der Lage.

Die Folter hatte ihn zu stark geschwächt und seine Knochen zu Glas werden lassen. Es waren ihm auch einige Zähne ausgeschlagen worden, und sein Gesicht war durch blutige Streifen gezeichnet.

Es ähnelte der Kriegsbemalung eines Indianers. An der Brust wiederholten sich die Wunden. Manche waren die Abdrücke des Brandeisens.

Der zweite Folterknecht war ebenfalls gestorben, das hatten der Abbé und ich festgestellt.

»Ich friere«, flüsterte der Mann.

»Es wird dir gleich bessergehen.« Ich strich ihm einige verbrannte Haarsträhnen aus der Stirn.

Er schloß die Augen. Über seine rissigen Lippen drangen die leisen Worte. »Wir waren im Auftrag von König Richard unterwegs. Er hat uns befohlen, den Verräter zu stellen, aber wir waren zu schwach. Wir haben nicht damit gerechnet, daß er zu einem so starken Führer herangewachsen war. Er hat viele von uns getötet und sie auf dem alten Templer-Friedhof begraben. Wir haben versagt.«

»Das habt ihr nicht. Ihr seid sehr tapfer gewesen.«

»Aber wir verloren.«

»Das ist nicht sicher.«

Er öffnete wieder die Augen. Der Blick war etwas klarer geworden, aber auch grüblerischer. Er schien über mich nachzudenken, und in der Tat bestätigten seine nächsten Worte dies. »Ich habe dich nie gesehen, Fremder, aber ich habe zu dir ein ungewöhnlich vertrautes Gefühl. Wie mag das kommen?«

»Weil ich auf deiner Seite stehe.«

»Dabei kenne ich nicht mal deinen Namen.«

»Ich heiße John Sinclair.«

Er überlegte. »Woher kommst du? Aus dem Land der Gallier wie ich oder aus dem Reich König Richards?«

»Aus seinem.«

»Dann kämpfst auch du für ihn.«

Ich lächelte. »Indirekt schon, da hast du recht…«

»Was heißt indirekt? Ich kenne das Wort nicht.«

»Das ist unwichtig, aber darf ich deinen Namen vielleicht erfahren?«

»Ich heiße Godwin de Salier. Ich bin Bretone, aber ich werde meine wunderschöne Heimat niemals wiedersehen. Ich spürte, daß ich hier sterben muß.«

»Das glaube ich nicht.«

»Wer will mich retten?«

»Mein Freund und ich.«

»Dein Freund? Hat auch er einen Namen?«

»Abbé Bloch.«

»Ein Abbé?« staunte der Templer und mußte hüsteln. Ich hatte vorhin ein Wasserfaß gesehen, hob den Deckel ab und sah vor mir die schimmernde Flüssigkeit, auf deren Oberfläche einige Rosenblätter schwammen. Ich füllte Wasser in ein Gefäß und brachte es dem Verletzten. Auch eine Decke nahm ich mit, die ich über seinen Körper legte, der nur notdürftig bekleidet war. Godwin de Salier trank das Wasser in langsamen Schlucken. Es tat ihm gut. Er konnte den Becher

kaum in seinen zerschundenen Händen halten, und ich hörte, wie er schluckte.

Am Eingang bewegte sich der Stoff. Der Abbé betrat das Zelt. Er blieb ebenfalls verwundert stehen, denn mit einer derartigen Einrichtung hatte er nicht gerechnet.

»Wenn man der Chef ist, kann man es sich erlauben«, sagte ich.

»Ja, das sehe ich auch.«

»Und?«

Er kam schulterzuckend auf den Diwan zu. »Ich habe mich noch einmal umgesehen. Sie sind alle geflohen - alle. Ihre Waffen müssen sie in ihrem Zauberglauben bestärkt haben.«

»Das vermute ich auch.«

Godwin hatte das leere Gefäß sinken lassen. Ich nahm es ihm aus den Händen und stellte es weg.

Der Verletzte schaute an mir vorbei und Bloch an.

»Bist du der Abbé?«

»Ja.«

»Auch dir gebührt mein Dank«, sagte er leise. »Aber laß mich nicht im unklaren. Woher kommst du? Welche Komturei leitest du?«

»Ich komme aus Alet-les-Bains.«

»Das ist im Süden.«

»Stimmt.«

»Es ist die Hochburg unseres Ordens. Bist auch du ein Streiter für König Richard?«

Als der Abbé mein Nicken sah, stimmte er zu.

De Salier überlegte. »Ich habe etwas sehen können«, sagte er zu mir gewandt, »was ich nicht glauben kann. Du hast diesen Armenier vertrieben, mit einem Kreuz - oder?«

»Das ist so gewesen.«

»Gehört es wirklich dir?« Plötzlich lag Mißtrauen in seiner schwachen Stimme.

Ich hatte mit einer derartigen Frage zwar schon längst gerechnet, mir aber noch keine Antwort zurechtgelegt, da ich intuitiv handeln wollte. »Du kennst das Kreuz?« fragte ich ihn.

Seine Antwort kam zögernd, als müßte er noch genau darüber nachdenken. »Ja, es hat Richard gehört.«

»Richtig.«

»Warum hast *du* es? Wurde es gestohlen?« Er schaute mich an. Zweifel lagen in seinem Blick. Er hatte mich nicht gefragt, ob ich es dem König weggenommen hatte.

»Nein, das habe ich nicht. Dieses Kreuz habe ich geerbt.«

Godwin de Salier glaubte mir, was seine nächste Antwort bewies. »Dann muß Richard tot sein!«

Es war die einzige logische Schlußfolgerung für ihn, und wir konnten

ihm auch keinen Vorwurf machen. Nur wußte ich nicht, wie ich mich verständlich aus der Affäre ziehen sollte. Er würde kaum begreifen, wer wir waren.

Der Abbé half mir. »Es ist schwierig, dir das zu erklären«, sagte er, »aber wie du sicherlich weißt, gibt es eine Zukunft.«

»Bitte…?«

»Nun,; die Zeiten gehen weiter. Die Jahre bleiben nicht stehen. Jahre verstreichen, Hunderte von Jahren, und es wird auch dann noch Menschen geben. Sie haben sich zwar verändert, sie kleiden sich anders, sie wohnen anders, sie werden auch nicht mehr auf Pferden reiten, sie führen ihre Kriege auch anders, aber es sind immer noch Menschen. Und manche von ihnen beschäftigen sich mit wichtigen Dingen, die im Sand ihrer Vergangenheit begraben liegen. So ist es auch mit John. Er lebt in der von mir erklärten Zukunft, aber er ist eng mit der Vergangenheit verbunden.«

»Mit dem König?«

»Ja, denn das Kreuz des Königs hat viele Stationen und Leben durchlaufen, bis es bei John landete.«

Godwin de Salier hatte mich die ganze Zeit über angeschaut und deutete nun ein Nicken an und flüsterte: »Ich glaube dir.«

Die schlichten und ehrlichen Worte des Templers rührten mich. Ich mußte ihm einfach die Hand drücken, was auch ihm gefiel, denn er lächelte. Der Abbé dache in diesen Augenblicken praktischer.

Er sprach mich auf die von uns niedergeschlagenen Wächter und auch Leichentransporteure am Friedhof an. Er wollte wissen, wie lange sie ungefähr in ihrem Zustand liegen würden.

»Das weiß ich nicht. Kommt darauf an, welche Konstitution sie haben. Ich denke nicht, daß sie sehr gefährlich werden können. Wenn sie sehen, daß dieses Lager leer ist, werden auch sie verschwinden. Sie können den Grund ja nicht wissen.«

Bloch nickte. »Also haben wir so etwas wie einen Sieg errungen, sage ich mal.«

Ich lächelte. »Du bist vorsichtig. Ich stimme dir im letzten Teil durchaus zu. So etwa, Abbé.«

Er schaute zu Boden und sammelte seine Gedanken. »Normalerweise könnten wir zufrieden sein. Diesen armenischen Prinzen Mleh gibt es nicht mehr. Sein Heer ist geflohen, aber wir sitzen hier fest, und zumindest ich sehe noch keine Chance, wieder zurück in unsere Zeit zu gelangen. Oder liege ich da falsch?«

»Überhaupt nicht.«

»Willst du dir etwas einfallen lassen?«

Eine Suggestivfrage. »Wollen schon. Es stellt sich nur die Frage, ob ich es kann?«

»Das ist ein Problem.« Bloch blieb nicht mehr auf seinem Platz

stehen. Er begann mit seiner Wanderung durch das relativ große Zelt. Vor dem Wasserbehälter blieb er stehen. Er tauchte die Kelle hinein, schöpfte sie voll und trank das Wasser in kleinen Schlucken. Erst als die Kelle leer war, drückte er sie wieder zurück. Danach nahm er die Wanderung wieder auf. Seinem Gesicht sah ich an, daß er sich über eine Lösung den Kopf zerbrach.

Die Flammen brannten ruhig. Wie blasse Schatten lagen sie über den Flüssigkeitsspiegeln der kleinen Ölgefäße. Ein ungewöhnlicher Geruch strömte durch das Zelt. Ungewöhnlich deshalb, weil er mit dem Gestank draußen nicht zu vergleichen war. Für mich roch es nach Gewürzen und Blüten.

Damit mußte die brennbare Flüssigkeit angereichert sein. Ich konzentrierte mich auf den Templer, der es mit einem Lächeln versuchte. Er überdeckte seine Schmerzen und flüsterte: »Wahrscheinlich bin ich nur eine Last für euch.«

»Nein, mein Freund. Menschen können keine Last sein.«

»Aber was soll ich tun? Ich bin nicht tot. Ich weiß auch nicht, ob ich weiter am Leben bleiben werde. Mein und unser aller Schicksal liegt in der Hand des Allmächtigen. Ihr wollt zurück in eure Zeit, ich aber muß hier im Zelt bleiben. Ich wüßte nicht, wer meine Wunden heilen sollte. Die gewissenlose Brut wird irgendwann hierher zurückkehren. Man wird mich finden, und ich weiß schon jetzt, daß ich dann verloren bin, denn man wird mich töten. Die Muselmanen kennen keine Gnade, aber die haben wir auch nicht gekannt«, fügte er resignierend hinzu. »Es war schrecklich. All dieses Morden, die Toten, das Blut, die Schreie. Wir haben im Namen des Allmächtigen getötet, und ich stelle mir schon die Frage, John, ob es auch in seinem Sinne gewesen ist, all dieses Töten und Vernichten.« Er blickte mich aus großen Augen an. »Was meinst du dazu? War es denn in seinem Sinne?«

»Nein«, sagte ich und schüttelte dabei den Kopf. »Ich glaube es nicht. Krieg, Haß und Gewalt sind nie in seinem Sinne. Aber so wie du haben Menschen zu allen Zeiten gedacht. Nur hat es leider nicht geholfen. Es sind immer wieder Kriege ausgebrochen. Auch in unserer Zeit, wo die Welt ganz anders aussieht, es die großen König- und Kaiserreiche nicht mehr gibt, finden sehr viele Kriege statt. Überall auf dieser riesigen Welt schlagen sich die Menschen gegenseitig die Köpfe ein. Sie haben sich eigentlich nicht verändert.«

»Macht dich das nicht traurig?«

»Schon«, gab ich zu, »aber ich habe es nicht ändern können. Das ist das Schlimme.«

Godwin de Salier überlegte. Dann sagte er: »Ich glaube nicht, daß ich in eurer Zeit und Welt leben möchte, aber ich freue mich, daß es dort noch immer die Templer gibt.« Er sah mein etwas verloren wirkendes

Lächeln und hakte sofort nach. »Stimmt etwas an meinen Worten nicht? Habe ich vielleicht unrecht?«

»Nein, das hast du nicht. Es gibt die Templer. Nur sind die Mitglieder längst nicht mehr so zahlreich vertreten. Im Laufe der vergangenen Jahrhunderte ist viel mit ihnen geschehen. Es wird nicht mehr sehr lange dauern, dann werden die Templer von der offiziellen Kirche gejagt werden. Es wird zu schrecklichen Greueltaten kommen, weil man den Orden vernichten will.«

Godwin de Salier war plötzlich aufgeregt. »Und? Wird man es schaffen?«

»Fast.«

»Wer?«

»Andere Orden, die Angst vor der Macht der Templer bekommen. Aber auch die Templer selbst werden auseinanderfallen. Nicht wenige von ihnen werden sich einen anderen Weg suchen. Sie wenden sich ab, und sie werden zu Sklaven des Bösen, denn sie stellen sich auf die Seite des gefährlichen Götzen Baphomet, und diese Zweiteilung wiederum hält an bis in meine Zeit, in der es immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen den beiden Gruppen kommen wird.«

Er konnte es nicht glauben und fragte mich: »Du… du… lügst auch nicht, John?«

»Leider nein.«

Der Verletzte schluckte. »Aber das ist dann schrecklich!«

»Ich weiß es.«

In den letzten Minuten hatte ich nicht auf den Abbé geachtet. Als ich den Kopf drehte, um Bloch anzusprechen, da sah ich ihn in einer ungewöhnlich angespannten Haltung vor dem Eingang stehen, den Blick auf das Zelttuch gerichtet.

Außerhalb brannte noch immer das Feuer. Es war kaum zusammengefallen, die Flammen tanzten auch weiterhin sehr hoch, und sie zeichneten sich durch den Stoff als bizarre Schatten ab, als wären dort mächtige Vögel dabei, ihre gewaltigen Schwingen auszubreiten, um Flugversuche zu starten.

Das konnte meiner Ansicht nach der Grund für die Haltung des Abbés nicht sein, und ich sprach ihn an, weil ich es genauer wissen wollte.

»Nicht jetzt, John.«

»Wieso?«

Er schaute mich kurz an. »Da ist etwas gewesen«, flüsterte er dann doch.

»Ja, der Widerschein und die Schatten.«

»Nein, etwas anderes.«

Seine Sätze hatten mich doch mißtrauisch gemacht, und ich erhob mich am Rand des Lagers.

Der Abbé war nicht einen Schritt zurückgegangen. Er hatte nur den

Arm angehoben und wies mir mit dem ausgestreckten Zeigefinger die Blickrichtung an. »Schau genau hin, John, dann weißt du, was ich meine. Aber laß dir Zeit.«

Seine Stimme hatte so geklungen, daß ich einfach nicht anders konnte. In den folgenden Sekunden sah ich zwar die tanzenden Schatten, wußte jedoch nicht, was der Abbé damit gemeint hatte. Für mich war das alles normal.

»Siehst du etwas?«

»Nein.«

Bloch blieb geduldig. »Wenn möglich, sieh an den Schatten vorbei. Es gibt etwas, das aus dem Rahmen fällt. Dort bewegt sich jemand, aber nicht so hektisch wie der Widerschein der Flammen. Das sind normale und keine unnormalen Bewegungen.«

»Was ist…?«

Mir blieben die nächsten Worte buchstäblich irgendwo zwischen Hals und Lippen stecken. Denn plötzlich wußte ich, was der Abbé gemeint hatte. Das waren Bewegungen, wie sie eigentlich nur ein Mensch ausführen konnte.

Allerdings kamen mir Zweifel, denn kein normaler Mensch bewegte sich so eckig.

Die Motorik der Beine fiel mir auf. Sie paßte sich der der Arme eigentlich nicht an, so daß diese Gestalt jenseits der Zeltplane aussah, als könnte sie sich nicht so recht entscheiden, was sie nun tun sollte.

»John…«, Blochs Stimme war kaum zu verstehen. »Weißt du denn, wer das ist?«

»Im Moment noch nicht…«

»Ich will es dir sagen. Das ist… verdammt, das ist ein Skelett, das silberne Skelett, der knöcherne Rächer…«

***

In einer anderen Zeit erlebte Suko etwas mit, das er kaum glauben wollte. Er saß auf dem Sessel, als wäre er ein Teil von ihm. Er spürte seinen eigenen Herzschlag überlaut, obwohl er zugleich das Gefühl hatte, weit weg zu fliegen und irgendwo durch die Jahrhunderte zu gleiten, denn was er da sah, das geschah in einer Zeit, die sehr weit zurücklag. In einem hohen Feuer, umgeben von tanzenden Flammenzungen, bewegte sich eine Gestalt. Sie stieg aus den Ascheresten und glimmenden Holzstücken hervor, und hier traf der Vergleich eines Phönix aus der Asche tatsächlich zu. Da war ein Toter wieder lebendig geworden oder jemand, der eigentlich nicht richtig sterben konnte.

Funkenregen bildeten glühende Fontänen, als die Gestalt sich ruckartig auf die Füße stemmte. Sie war nicht mehr zu halten, sie war das Grauen, das Gestalt angenommen hatte, und sie gehörte nicht

mehr zu den normalen Menschen.

Die Flammen bildeten einen sich ständig bewegenden Vorhang. Sie nahmen Suko auch einen Teil des Blicks, dennoch konnte er genau erkennen, wer da aus dem Feuer stieg.

Nein, es war kein Mensch, es war… es war…

Er saugte den Atem ein.

Das war ein Skelett, und es war Suko beileibe nicht unbekannt, denn hinter den dünnen Flammen entdeckte er auch das silberne Schimmern. Suko kannte die Zusammenhänge nicht, aber ein Gedanke ließ sich nicht aus seinem Kopf vertreiben.

Er hatte die Geburt des knöchernen Rächer erlebt. Er, der Jahrhunderte von diesem Zeitpunkt entfernt war und ein völlig anderes Leben führte. Er war zu einem Zeugen geworden und verdankte dies einzig und allein der Magie des Knochensessels.

Diesmal hatte das makabre Sitzmöbel anders reagiert. Es hatte ihn nicht tief hinein in eine andere Zeit oder eine andere Dimension hineinkatapultiert, es hatte ihm nur die Augen geöffnet, und so konnte er miterleben, was in der Vergangenheit geschah.

Es gab keine Leinwand, auf der sich die einzelnen Posen abzeichneten. Es war nichts vorhanden, er sah die Bilder, und wenn er die Augen für einen Moment schloß, um einen Test zu starten, dann waren die Bilder verschwunden.

Sie existierten also nicht in seinen Gedanken, sie hatten sich in die Realität hineingeschoben und gewaltige Brücken gebaut, mit der sie die Zeiten überspannten.

Suko hielt immer wieder den Atem an, weil er gewisse Dinge nicht so einfach begreifen konnte.

Noch immer klopfte sein Herz stark. Er spürte den kalten Schauer auf seinem Rücken, und er hatte dabei das Gefühl, von unsichtbaren Händen gestreichelt und liebkost zu werden. Er spürte auch den Gegendruck des Sessels nicht mehr. Suko saß auf ihm, und doch schwebte er in einem Vakuum.

Ein Mensch zwischen den Zeiten?

Er wüßte es nicht. Es war alles so anders gekommen, aber er war nicht in der Lage, sich der Faszination der Bilder zu entziehen. Er dachte daran, daß er und seine Freunde das silberne Skelett gejagt hatten und ohne Erfolg geblieben waren.

Nun schaute er der Geburt zu.

Es ärgerte ihn, daß er sich zu spät auf den Sessel gesetzt hatte. Bestimmt hätte er sonst noch mehr Dinge mitbekommen.

Das Skelett hatte sich nun zu seiner vollen Größe aufgerichtet. Es stand inmitten der Flammen, die sich kaum senkten. Sie umtanzten den knöchernen Rächer wie ein schauriger Mantel, und der häßliche Totenschädel sah aus, als hätte er sich vom Körper gelöst und würde

kurzerhand in der Luft schweben.
Es war der reine magische Wahnsinn!
Suko blieb fasziniert, aber es gelang ihm auch, sich visuell von dem Skelett zu trennen und den Blick durch die Umgebung schweifen zu lassen. Die Flammen gaben genügend Licht, um die Umgebung nicht im Dunkeln zu lassen. Suko konnte sehen, daß dieses hohe Feuer den Mittelpunkt eines Lagers bildete. Er sah noch andere Feuer, kleinere allerdings, und auch Zelte, wobei eines sich besonders groß von den übrigen abhob.
Auf andere Dinge konzentrierte er sich nicht. Er wunderte sich nur darüber, wie menschenleer dieses Lager war. Nirgendwo anders sah er eine Bewegung. Kein Soldat erschien, nicht mal ein Hund oder eine Katze huschten durch die Umgebung.
Aber das Skelett stampfte vor. Es ließ das Feuer hinter sich, und Suko konnte es deutlicher erkennen. In der Tat gab es keinen Unterschied zu dem Knöchernen, den sie gejagt hatten. Die Gebeine schimmerten, als wären sie mit einer dünnen Silberschicht überzogen worden. Nur die leeren Augenhöhlen des Kopfes verströmten eine gewisse Düsternis. Sie wirkten wie Eingänge zu den tiefsten Höhlen einer unheimlich und absolut finsteren Welt.
Das Skelett bewegte sich.
Suko rührte sich nicht vom Fleck. Auch wenn er es gewollt hätte, er hätte es sicherlich nicht gekonnt, denn die Eindrücke und auch die Kraft des Sessels waren stärker als er.
Sehr genau beobachtete er die ersten Schrittbewegungen des Knöchernen. Er hob sein rechtes Bein an, was mehr einem Zucken glich, als hätte sich eine überdimensionale Mücke in die Höhe gestemmt. Die Bewegungen des Unheimlichen waren noch müde, er mußte sich erst an den neuen Zustand gewöhnen, doch einen Gegenstand entdeckte Suko nicht, obwohl er danach suchte.
Das Skelett trug keinen Revolver. Beide Knochenhände waren frei. Sie baumelten nach unten, und bei jedem Schritt schlenkerten die Arme wie Pendel hin und her.
Suko ging davon aus, daß der knöcherne Mörder ein Ziel hatte. Seine Gehbewegungen waren auf ein bestimmtes Ziel ausgerichtet. Wenn ihn seine Augen nicht sehr täuschten, dann ging der Knöcherne auf das große Zelt zu, bei dem Suko noch keinen Eingang gesehen hatte.
Warten.
Bei ihm stieg die Spannung.
Er mußte einfach davon ausgehen, daß bald etwas passieren würde.
Vorn und in der Mitte des Zeltes bewegte sich die Plane. Ein Spalt entstand, der nur zögernd an Breite zunahm. Innerhalb dieser Lücke bewegte sich etwas.
Der Inspektor schaute fasziniert zu. Er sah eine Hand, dann noch eine

- und zwei Gesichter.

Er schrie nicht, obwohl er den Eindruck hatte, es zu tun. Es waren stumme Schreie, nur Gedankenreflektionen, die durch seinen Kopf tosten, denn die beiden Männergesichter kannte er verdammt gut…

***

Unmöglich!

Es war der erste Begriff, der mir nach den Worten meines Freundes Bloch durch den Kopf schoß.

Der Abbé mußte sich einfach geirrt haben, es gab keine andere Möglichkeit. Er war einem trügerischen Schattenspiel zum Opfer gefallen. Da bewegte sich nichts. Kein Skelett, nicht der knöcherne Mörder, nicht…

»Er ist es, John!«

Ich schwieg und schaute zu, wie sich der Templer-Führer dem Eingangsspalt näherte. Er ging geduckt und hielt auch seine Waffe in der Hand.

Ich ging hinter ihm her, den Blick auf die Zeltwand gerichtet. Der Widerschein der Flammen gab ihr eine leichte Röte, aber sie war auch etwas dunkel, und eben hinter dieser Dunkelheit bewegte sich der Schatten so ungewöhnlich ungelenk.

Bloch öffnete die beiden Hälften. Der streckte zuerst den Kopf hindurch, zuckte kurz zurück, als könnte er das Bild nicht fassen, und schaute abermals nach.

Ich war größer als er. Deshalb hatte ich mich schräg hinter ihn gestellt. Der Spalt besaß die richtige Breite. Er gab uns eine freie Sicht, und beide konnten wir nur staunen.

Es war tatsächlich das silberne Skelett, das sich aus dem Feuer gelöst hatte.

Bloch blieb nicht stumm. Da ich dicht neben ihm stand, spürte ich sein Zittern. Ihn nahm das Geschehen mehr mit als mich, und er konnte seine Meinung auch nicht für sich behalten. Unsere Gesichter wurden ebenfalls rot angestrahlt, und aus dem Mund des Templers lösten sich die Worte wie abgehackte Fetzen.

»John, das ist eine Geburt. Zuerst der Tod, jetzt die Geburt. Mleh ist gestorben, aber das Skelett ist entstanden. Weißt du… weißt du, was das bedeutet?«

»Sicher. Mleh und das silberne Skelett sind ein- und dieselbe Person.«

Beinahe erleichtert atmete mein Templer-Freund auf. »Genau, John, genauso ist es. Sie sind einund dieselbe Person. Jetzt wissen wir endlich den Namen des Mörders, der Jagd auf die verräterischen Templer gemacht hat.«

»Und was nutzt es uns?«

»Ich weiß es nicht.«

Meine Gedanken arbeiteten. Ich konnte mich auch ablenken lassen, denn Mleh kümmerte sich nicht um uns. Wir waren Luft für ihn, obwohl er uns eigentlich längst hätte entdeckt haben müssen. Wir hatten den knöchernen Rächer in unserer Zeit gejagt, weil er einige Templer ermordet hatte. Um genau zu sein, waren es keine Templer, sondern ehemalige, die den Orden und dessen Ideale verraten hatten. Sie waren dann einen anderen Weg gegangen, weil sie der Pfad des Bösen gelockt hatte.

Doch irgendwann waren sie von der Reue gepackt worden. Sie hatten den Weg des Verderbens verlassen, sich aber nicht wieder in die alte Gemeinschaft der Templer eingegliedert, sondern hatten andere Aufgaben übernommen. Einer war wieder Priester geworden, ein gewisser Roger Crisson.

Der aber war von dem Knöchernen aufgespürt und ermordet worden. Nicht anders war es einem zweiten »bekehrten Verräter« ergangen, einem gewissen Joseph Lacombe, dessen Rettung auch wir nicht geschafft hatten. Lacombe war der Leiter eines Ferienheims für Kinder gewesen, auch eine soziale Aufgabe, der er sich nach seiner Umkehr gewidmet hatte.

Wie viele zurückgekehrte Verräter es noch gab, das wußten wir beim besten Willen nicht. Aber wir waren der Überzeugung gewesen, den knöchernen Rächer stoppen zu können. Es war uns nicht gelungen. Mit Hilfe des Knochensessels war er zurück in die Vergangenheit geflohen und zu dem geworden, was er einmal gewesen war, ebenfalls ein Verräter mit dem Namen Mleh. Wir hatten ihn dann ins Feuer gestoßen, und aus dem Prinzen war das silbrige Skelett geworden.

Also trugen wir indirekt die Schuld an den beiden Morden, die geschehen waren - oder…?

Ich war im Moment nicht in der Lage, mir darüber Gedanken zu machen, denn zuviel strömte durch meinen Kopf. Ich dachte auch an die Rückkehr in unsere Zeit und richtete mich gleichzeitig auf einen Kampf gegen den knöchernen Mörder ein.

Es sah nicht so aus.

Prinz Mleh kümmerte sich nicht um uns. Ich wußte nicht mal, ob er unsere beiden Gesichter gesehen hatte, denn mit einer zackig anmutenden Bewegung drehte er sich um und entfernte sich vom Ort seiner Geburt. Er bewegte sich in die Richtung, aus der wir gekommen waren, und ich flüsterte meine Frage.

»Rate mal, welches Ziel er hat?«

»Keine Ahnung.«

»Er wird zum alten Templer-Friedhof gehen wollen. Dessen bin ich mir sicher.«

»Und dort?«

»Ich weiß es nicht.«

Der Abbé schob sich durch den Spalt. Vom Feuer an der linken Seite angeleuchtet, blieb er stehen und schaute dem Knöchernen nach. Er sah aus wie eine Mischung aus einem normalen Menschen und einem Schattenwesen. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß er etwas auf dem Friedhof will. Das ist doch sinnlos!«

»Ich werde ihn trotzdem verfolgen.«

Blochs Kopf ruckte herum. Etwas irritiert schaute er mich an. »Willst du mich hier zurücklassen?«

»Nein.«

»Es hörte sich so an.«

»Ich dachte dabei mehr an unseren Templer-Freund. Er ist verletzt. Wir sollten ihn nicht allein lassen.«

Bloch nickte. »Wie willst du ihn mitnehmen? Er ist zu schwach, um zu gehen. Soll ich ihn tragen?«

Es war eine verzwickte Lage. Eigentlich hätten wir ihn hier in seiner Zeit lassen müssen, aber ich brachte es einfach nicht fertig. Mein Gewissen peinigte mich.

In den folgenden Sekunden mußte ich mir etwas einfallen lassen. Zunächst einmal schaute ich nach vorn. Mleh ging tatsächlich seinen Weg. Er schaute sich nicht mal um und hatte bereits die Gegend erreicht, in der der Boden weicher und nicht so festgetrampelt war. Auch den Widerschein der Feuer hatte er verlassen. Seine Gestalt hob sich von der Dunkelheit wie ein hellerer Staubumriß ab, der sich von uns fortbewegte und sich bald auflösen würde.

»Ich nehme ihn!« Meinen Entschluß hatte ich sehr schnell gefaßt. Für einen Moment sah ich in die erstaunten Augen des Abbés, dann nickte er mir zu. »Das ist gut.«

»Geh du schon hinter Mleh her!« Nach diesen Worten verschwand ich im Zelt.

Godwin de Salier hatte sich aufgerichtet. Er schaute mich aus großen, feuchten Augen an. »Da war etwas, nicht wahr? Wird es jetzt zum Abschied zwischen uns dreien kommen?«

»Ja, da war etwas!« bestätigte ich ihn. »Mein Freund, der Abbé, ist mitgegangen, aber er wird nicht allein gehen, ich werde ihn begleiten und du auch.«

De Salier richtete sich auf. Er tat es unter Schmerzen, denn er stöhnte dabei. »Heißt das Abschied?«

»Überhaupt nicht, mein Freund. Ich werde…«

Er hatte begriffen und streckte mir den Arm entgegen. »Nein, bitte, ich kann nicht. Mein Bein ist verletzt, ich werde kaum einige Schritte laufen können.«

»Das brauchst du auch nicht.« Ich drückte seinen Arm zur Seite, sah sein staunendes und auch leicht entsetzt wirkendes Gesicht, dann hatte ich mich schon gebückt und hob ihn an.

»Was willst du?«
»Ich nehme dich mit.«
»Wohin?«
»Zum Friedhof der Templer…«
Godwin de Salier stöhnte nur auf.

***

Auch der Abbé hatte die Bereiche der Feuer verlassen und war eingetaucht in die Farbe der Nacht.

Einige Male hatte er sich umgedreht, um nach seinem Freund John Sinclair zu schauen. Gesehen allerdings hatte er ihn nicht. Zudem mußte er sich auf den Knöchernen konzentrieren, zu dem er aufgeschlossen hatte. Er sah die Gestalt durch die Nacht wandern, und die Bewegungen waren ebenso wie bei seinem Erwachen geblieben. Nicht geschmeidiger, sondern eckiger, als müßte er vor jedem Schritt überlegen, ob er ihn auch gehen wollte.

Die Dunkelheit war dicht. Sie erinnerte den Abbé an einen Vorhang, den der Himmel über die Nacht gestülpt hatte. Das Licht der Sterne drang jetzt besser durch, weil der Wind einen Teil der Wolken vertrieben hatte.

Bloch gefiel die gesamte Atmosphäre nicht. Er störte sich auch an dem widerlichen Geruch, der mit der Luft im Zelt nicht zu vergleichen war.

Jetzt hatte ihn die Welt wieder. Er roch die Kloake. Die Wärme des Windes war wie ein Atem aus dem Ofen. Es hatte sich zwar einiges verändert, nur war es nicht kühler geworden. Die Nacht hatte die Hitze des Tages gespeichert.

Bloch blieb so weit von dem knöchernen Prinzen entfernt, daß er nicht mal dessen Tritte hörte. Dafür umgaben ihn andere Geräusche, mit denen er zuerst nicht zurechtkam. Er fürchtete sich sogar vor ihnen, denn dieses »Wusch - wusch« war nicht normal. Zudem hörte es sich in der Stille ziemlich laut an.

Er betrachtete den düsteren Himmel, wo, er einen Moment später die Schatten entdeckte. Die großen, geierähnlichen Vögel waren da, die verfluchten Aasfresser, denn sie hatten die neue Nahrung längst gewittert. Es waren die um das Feuer herumliegenden Toten.

Es zuckte dem Abbé in den Händen. Er hätte die großen Vögel am liebsten abgeschossen, aber was brachte das? Sie waren die fliegenden Reinigungskräfte der Natur und hatten deshalb ihre Existenzberichtigung, so schwer es ihm auch fiel, sich daran zu gewöhnen.

Auch er hatte das Lager verlassen. Der Boden war weicher geworden, der Abbé sank tiefer ein. Er hörte das Gurgeln des kleinen Bachs, sah ihn hinter dem dichten Gestrüpp allerdings nicht.

Das Skelett ging unbeirrt weiter. Die leere Koppel hatte es längst passiert. Der Abbé dachte daran, daß er und John dort die beiden Bewußtlosen zurückgelassen hatte, aber von ihnen war nichts zu sehen. Sie schienen sich nach wie vor in ihrem Zustand zu befinden.

Bloch blieb stehen und drehte sich. Er sah das Feuer und glaubte auch, die Gestalt seines Freundes John in dessen Nähe zu erkennen. Bloch wünschte sich nicht, in seiner Lage zu sein. Es würde nicht einfach werden, den Verletzten zu tragen, aber so war dieser John Sinclair eben. Er war ein Mensch und keine Maschine. Der Abbé war stolz darauf, daß dieser Mann trotz seines ungewöhnlichen und gefährlichen Berufs die Menschlichkeit noch bewahrt hatte. Nur wenn man so handelte und auch an den anderen dachte, konnte das Leben gemeistert werden.

Mleh stapfte bereits heran. Er hatte die äußere Hügelflanke erreicht. Seine Knochengestalt war leicht nach vorn gebeugt, als trüge er eine Last auf den silbrig durch die Nacht schimmernden Gebeinen. Dabei mußte er nur dem Weg Tribut zollen, was der Abbé wenig später ebenfalls merkte, als er den Hügel anstieg.

Er hatte den Kopf und den Körper nach vorn gebeugt. Seine Füße waren schwer geworden, und er nahm auch den widerlichen Geruch wahr, der ihm vom Friedhof her entgegenwehte.

Die Leichen waren nicht tief genug begraben worden. Ihr Verwesungsgestank hatte sich freie Bahn verschafft. Er kroch durch jede Lücke im Boden, wurde vom Wind erfaßt und auf das Lager zugedrückt. Es war eine schlimme und fremde Welt.

Noch immer wußte Bloch nicht, ob Mleh etwas von der Verfolgung bemerkt hatte. Und wenn, dann kümmerte es ihn nicht. Er wanderte unbeirrt seinem Ziel entgegen.

Die Luft war schwül und stickig. Bloch schwitzte. Den Gestank kriegte er nicht aus der Nase. In seinem Alter war es schwierig, diese Strecken zu laufen, aber er biß die Zähne zusammen und machte weiter.

Nicht aufgeben, keine Schwäche zeigen, auch wenn ihm hin und wieder der rechte oder linke Fuß beim Gehen ausrutschte. Da kannte er kein Pardon. Er sah den Rand des Hügels wie einen schwammigen Schatten vor sich, von Mleh bereits erreicht.

Auch die Geier waren da.

Mleh hatte sie gestört. Er war bereits auf dem Friedhof, wo die Vögel Nahrung suchten. Sie fühlten sich gestört und protestierten mit lautem Geschrei.

Sie flogen nicht weit weg, sondern blieben auf und über dem Friedhofsgelände.

Bloch hatte sich geduckt. Er stampfte auch den letzten Rest der Hügelseite hoch und lauschte dabei seinem eigenen Atem, der

keuchend über die Lippen floß.

Dunkel war die Nacht. Die wenigen Sterne gaben kaum Licht. An gewissen Stellen schillerten die Knochen der Skelette im schwächen Sternenlicht.

Er sah auch den leeren Leichenwagen auf dem Acker stehen. Das Fahrzeug wurde von Mleh angesteuert, als wollte er sich hineinsetzen und wegfahren.

Wie sich die Bilder gleichen, dachte Bloch. Zuerst war es dieser schreckliche Glatzkopf mit dem Dolch gewesen, und nun sah er das Skelett auf dem alten Totenacker.

Der Abbé war vorsichtig geworden. Er hatte das Gelände zwar betreten, sich aber nicht getraut, näher an den Knöchernen heranzugehen. Er wollte die Gestalt aus einer sicheren Distanz beobachten und wußte noch immer nicht, ob Mleh ihn überhaupt entdeckt hatte.

Dafür andere.

Bloch machte sich Vorwürfe, nur auf das Skelett geachtet zu haben, denn aus dem tiefen Dunkel des Erdbodens hatten sich zwei Gestalten gelöst, die wohl nur auf Blochs Rückkehr gewartet hatten.

Es waren die beiden fürchterlichen Männer, die sie bewußtlos geschlagen hatten, die Totengräber der Templer, und mit ihren Schaufeln in den Händen sahen sie nicht so aus, als wollten sie den Ankömmling herzlich begrüßen…

***

Die Umgebung war nicht heller geworden, aber Bloch sah trotzdem die grinsenden Fratzen und auch das Leuchten in den Augen der beiden Totengräber. Das Weiße rund um die Pupillen leuchtete wie angeschmutzter Schnee, und aus den offenen Mäulern drangen böse Worte hervor. Sie waren gezischt, der Abbé konnte nicht verstehen, was sie bedeuteten, denn die Sprache war ihm fremd.

Von vorn kamen sie auf ihn zu. Die Schaufeln schlagbereit in den Händen.

Bloch warf noch einen Blick in Richtung Wagen.

Dort stand der Prinz. Er hatte sich gedreht und schaute dem Kampf zu. Über ihm zogen die Geier ihre trägen Kreise durch die Finsternis. Lebendige Schatten, die begierig darauf warteten, ihre spitzen Krummschnäbel in totes Fleisch hacken zu können.

Als Bloch dieser Vergleich durch den Kopf schoß, da spürte er einen rasanten Lebenswillen in seinem Innern. Er schwor sich, nicht zu sterben, aber dafür mußte er andere Menschen aus dem Weg räumen. Wie diese beiden Totengräber.

Bloch zog seine Waffe.

Er wunderte sich selbst, wie kalt und gelassen er dabei vorging. In

seinen Bewegungen war keine Hektik zu erkennen, er griff nach dem Revolver, als wäre dies die normalste Sache der Welt, und er schwenkte den rechten Arm herum, um auf einen der beiden düster wirkenden Männer anzulegen.

Kugeln waren noch genug in der Trommel.

Der Abbé war kein Gangster. Er war ein Mensch, der nach den Regeln seines Ordens lebte, dem er vorstand und immer als Beispiel diente.

Er konnte nicht so ohne weiteres abdrücken, deshalb sprach er den rechten der beiden Totengräber an.

»Bleib stehen!«

Sie gingen weiter.

»Keinen Schritt mehr!«

Beide schauten sich an. Selbst in der Dunkelheit konnte der Abbé das Grinsen erkennen. Es sagte ihm, daß er nicht ernst genommen wurde. Sie hatten irgendwo auch recht, denn den Revolver in seiner Hand kannten sie in ihrer Zeit nicht. Und der Beutesäbel steckte nach wie vor im Gürtel des Abbés.

Einer sprang plötzlich vor. Er hob die Schaufel noch einmal an, um sie auf den Abbé niedersausen zu lassen. Dabei brüllte der Mann, doch das Brüllen ging unter im Krachen des Schusses.

Die Entfernung war gering. Selbst ein Kind hätte nicht vorbeischießen können, und Bloch traf ebenfalls. Die Kugel erwischte den Mann noch in der Bewegung. Der Aufprall glich einem harten, brutalen Schlag und wuchtete den Mann zurück.

Plötzlich lag er am Boden. Bloch wußte nicht, wo er ihn getroffen hatte, aber tot war der Mann nicht, dann hätte er nicht so jammernd geschrieen.

Der zweite griff nicht an. Er war geschockt. Er starrte auf seinen Kumpan und hatte die Haltung eines Denkmals eingenommen. Die Schaufel halb erhoben, aber noch nicht erkennbar, ob er in dieser Lage zuschlagen wollte oder nicht.

Zumindest konnte er nicht begreifen, was da mit seinem Kumpan geschehen war. Er war durcheinander, deshalb versuchte der Abbé es im guten und sprach ihn an.

»Verschwinde! Geh!«

Die Stimme riß den Totengräber aus seinem Schock. Er bewegte sich wieder. Die Lippen zitterten.

Über seinen Mund drangen Laute, aber keine Worte. Er kam nicht mehr zurecht: Was er da gesehen hatte, überstieg sein Begriffsvermögen.

Sein Schrei ließ den Abbé zusammenschrecken. Er war nicht das Zeichen zum Angriff, sondern zum Rückzug, denn der andere warf sich auf der Stelle herum und rannte weg.

Bloch ließ ihn laufen. Auch wenn dieser Mensch ein mehrfacher Mörder war, der Templer brachte es einfach nicht fertig, ihm eine Kugel in den Rücken zu schießen.

Statt dessen kümmerte er sich um den Verletzten. Er wollte sehen, was mit ihm geschehen war, aber jemand machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Es war der Knochen-Prinz, der nicht mehr länger zuschauen konnte und wollte. Er stand nicht mehr an dieser alten Leichenkarre, sondern befand sich auf dem Weg zu Bloch. Bei jedem Schritt ruckte auch der Kopf nach vorn, fiel dann wieder zurück. Sein Ziel war Bloch.

Einmal hatte der Abbé bereits geschossen und damit die Hemmschwelle überwunden. Er würde es auch wieder tun, und er legte auf das Skelett an.

Dann feuerte er.

Die Kugel traf.

Er hörte sie sogar in das Knochengebilde einschlagen. Ein Knirschen oder Krachen entstand, es mochten sogar Splitter weggeflogen sein, Bloch wußte es nicht so genau, aber er mußte einsehen, daß er mit einer Kugel den silbernen Rächer nicht stoppen konnte. Er setzte gnadenlos seinen Weg fort, und Bloch dachte daran, daß er auch ohne Revolver gefährlich genug war. Er konnte sich gut vorstellen, die Knochenfinger an seiner Kehle zu spüren, wie sie langsam zudrückten und ihm allmählich die Luft nahmen. Noch einmal schoß er. Er wußte nicht, ob es die letzte Kugel war, aber auch mit dieser erzielte er keinen Erfolg. Sie strich durch irgendwelche Lücken in den Rippenbögen, und der Unheimliche hatte weiterhin freie Bahn. Plötzlich war er auch schnell.

Bloch mußte zurück.

Das wäre ihm bei einem normalen Untergrund auch gelungen. Dieser hier aber war zu weich, und der Abbé war bereits mit dem rechten Bein zu tief eingesackt.

Er war nicht mehr schnell genug, konnte sich nur zur Seite drehen, doch das half nichts.

Die Knochenklaue erwischte seinen rechten Ärmel, an dem sie sich eisern festklammerte.

Der Abbé wurde umgerissen.

Plötzlich lag er auf dem Boden. Er war zudem unglücklich gefallen und hatte die rechte Hand mit dem Revolver in die weiche Erde hineingerammt.

Dann spürte er die Klauen auf seinem Rücken…

***

Ich wollte nicht zugeben, daß ich mir etwas zuviel vorgenommen hatte, deshalb schleppte ich den Verletzten weiter. Ich hatte ihn über

die rechte Schulter gelegt, es war für mich am besten, aber er schien schwerer und schwerer zu werden. Desgleichen ermüdeten meine Schritte, ich sank tiefer in den weichen Boden ein, denn das Lager hatte ich längst verlassen, und vor mir lag der dunkle Hügel, den ich hinaufgehen mußte. Von meinem Freund Bloch hatte ich nichts mehr gesehen. Ebenso war Prinz Mleh verschwunden, aber ich wußte, wo ich sie finden konnte.

Godwin de Salier stöhnte. Hin und wieder sprach er auch flüsternde Worte. Er bat mich, ihn liegenzulassen. Er betete auch, dann sprach er wieder mit mir, nur erhielt er keine Antwort. Jedes Wort wäre eine Kraftvergeudung gewesen, ich schleppte ihn stumm durch eine Luft, die den Namen nicht verdiente.

Hügelabwärts wehte mir der widerliche Geruch vom alten Templer-Friedhof entgegen. Auch er trug dazu bei, mir einen Teil des Atems zu nehmen, doch das störte mich nicht.

Ich setzte den Weg fort, auch wenn ich manchmal das Gefühl hatte, in einen Kreisel zu geraten.

Den Schuß hörte ich trotzdem!

Für einen Moment blieb ich stehen. Hob den Kopf an, hörte mein eigenes Keuchen. Ich wußte, daß der Abbé geschossen hatte, und ich machte mir jetzt Vorwürfe, ihn allein gelassen zu haben.

Es hatte alles keinen Sinn, ich mußte mich mit den Tatsachen abfinden, und dieser Schuß hatte weitere Reserven in mir mobilisiert. »Wir schaffen es!« keuchte ich, wobei ich mehr mich selbst als den Templer meinte.

De Salier dachte anders. »Laß mich doch hier liegen!« flehte er. »Bitte laß mich hier liegen und sterben.«

»Nein!«

Ob ihn die Antwort geschockt hatte oder nicht, wußte ich nicht. Jedenfalls wußte er jetzt, daß ich weitermachen würde, und ich kletterte wieder über den weichen Hangboden hoch.

Ich kam einigermaßen voran und würde auch den Rand erreichen. Ich mobilisierte weitere Kraftreserven, denn ich dachte auch an den Abbé, der auf dem Friedhof gegen Feinde zu kämpfen hatte.

Wieder fiel ein Schuß! Ich fluchte.

Sekunden flossen vorbei. Keuchend bewegte ich mich weiter. Ich hatte mich jetzt nach vorn fallen lassen. Mehr kriechend als gehend legte ich den weiteren Weg zurück und hörte noch einen Schuß.

Verdammt, ich war noch zu weit weg.

Aber ich sah den Rand bereits.

Und ich hörte den Schrei des Templers!

***

Suko saß und schaute!

Er hatte das Gefühl, über dem Geschehen zu schweben, das sich völlig verändert hatte. Es gab kein Lager mehr, es war unter oder um ihn - er wußte es nicht genau - nur die düstere Fläche war zu sehen, auf der sich, wie auf einer Bühne, die Akteure bewegten.

Er besaß den richtigen Überblick.

Suko sah seinen Freund John, wie er sich mit einem Verletzten abmühte und ein Gebiet erreichen wollte, das auch Suko als einen Totenacker identifiziert hatte. Sogar bleiche Knochen ragten wie ein makabrer Gruß aus der Erde.

Der Abbé hatte den Friedhof als erster erreicht, und dort mußte er sich zum Kampf stellen.

Zwei Gegner wollte er töten. Einen konnte er niederschießen, den anderen ließ er laufen.

Suko, der Beobachter in einer anderen Zeit, schaute der rennenden Gestalt nach und sah sie in der Dunkelheit verschwinden, als wäre sie von dieser aufgesaugt worden. Dieser Mensch bildete für Bloch keine unmittelbare Gefahr.

Anders verhielt es sich mit dem Skelett. Es folgte einem unheimlichen Drang, denn es kam näher und näher an den Abbé heran. Seine Schritte waren klobig, trotzdem weit, und die Distanz zwischen beiden schmolz rasch.

Bloch schoß. Er traf, doch er erreichte nichts. Mit einer normalen Kugel war der Knöcherne nicht zu stoppen, und auch eine zweite Kugel konnte ihn nicht aufhalten.

Flieh doch! Flieh…

Der Abbé konnte Sukos Worte nicht hören. Er hatte sie nicht gerufen, sie waren nur mehr ein Produkt seiner Gedanken. Ob es den Abbé erreicht hatte oder nicht, das konnte er nicht wissen, aber Bloch traf trotzdem Anstalten, die Flucht zu ergreifen.

Er drehte sich auf dem Fuß nach rechts, weil er eben wegwollte, aber das war nicht zu schaffen. Der Boden ließ es nicht zu, er war zu weich, und Bloch sackte ein. Dadurch verlor er kostbare Zeit, die das Skelett nutzte.

Er warf sich nach vorn - und packte zu.

Bloch hatte keine Chance, was Suko mit Entsetzten feststellen mußte. Zwar versuchte er, sich zu befreien, nur war der Griff einfach zu hart. Er ging vollends zu Boden und gab dem Skelett damit alle Chancen, ihn zu ermorden.

Suko war und blieb der Beobachter.

Er schaute zu, er kam sich vor wie ein Geist, der über allem schwebte, aber trotzdem nicht eingreifen konnte.

Dann entdeckte er John Sinclair.

Er hatte ebenfalls den Hang überwunden und ließ seine Last von der Schulter zu Boden gleiten.

War er zu spät gekommen…

***

Ich hatte den alten Templer-Friedhof erreicht und hätte eigentlich das Gefühl der Erleichterung spüren müssen. Ich wollte mich auch etwas ausruhen, nur war es nicht möglich, diesen Wunsch in die Tat umzusetzen. Über mir bewegten sich träge die Geier. Sie waren nicht mehr weit entfernt und sahen so aus, als würden sie jeden Augenblick auf mich niederstürzen, aber sie flogen vorbei, und ich folgte ihnen automatisch mit den Blicken.

Deshalb sah ich auch das Skelett.

Links von mir hielt es sich auf. Es stand gebückt, den rechten Knochenarm ausgestreckt, die Hand zur Kralle geformt, und sie umfaßte den Knöchel meines Freundes Bloch.

Daß er sich in Lebensgefahr befand, daran gab es keinen Zweifel mehr. Es ging um Sekunden, und ich mußte mich beeilen. Den verletzten Templer ließ ich zu Boden gleiten, nicht eben sanft, aber darum konnte ich mich nicht kümmern.

Nun lief ich vor.

Dabei war alles anders. Ich hatte den Eindruck, in einer Klemme zu stecken. Zahlreiche Hände wollten mich festhalten. Sie waren aus dem Unsichtbaren erschienen, sie hatten sich um meine Knöchel gelegt, sie zerrten daran. Ich kämpfte keuchend gegen sie an und wußte, daß es der Boden und meine eigene Schwäche waren, die mich daran hinderten, schneller zu laufen.

Ich schrie dem Skelett etwas zu.

Es kümmerte sich nicht darum, denn der Abbé, die Beute, war viel wichtiger.

Der knöcherne Mörder hatte sich über Bloch gebeugt. Seine rechte Hand lag auf der Brust, und wenn mich nicht alles täuschte, war die linke Knochenklaue dabei, nach der Kehle zu greifen, um den Templer zu erwürgen. Er wollte ihn für diesen Friedhof vorbereiten, was auch die Geier ahnten, die bereits in der Nähe lauerten.

Auch ich kam.

Ich glaubte laut zu schreien. Leider drangen nur krächzende Geräusche aus meinem Mund. Ich hatte auch die Waffe gezogen, drückte ab, aber die Kugel traf nicht. Ich ging nicht normal, ich schwankte zu stark nach rechts und links.

Alles war anders.

Das Skelett war der Sieger.

Eine zweite Kugel fegte aus dem Lauf.

Treffer.

Irgendwo zwischen den Gebinden blitzte es auf. Aber der Knöcherne brach nicht zusammen. Er war stärker als mein Silber und schien in

den Flammen gehärtet worden zu sein.

Dann war ich bei ihm.

Mein Kreuz, nur das Kreuz, konnte es noch bringen. Ich mußte die Formel sprechen, und ich sah den Abbé wie tot neben der unheimlichen Gestalt liegen.

Prinz Mleh sprang hoch. Er kam nicht mehr auf seine Knochenfüße, ihm reichte die fast kniende Haltung aus, um mich angreifen zu können. Ich war zu wild, rannte davon und tastete dabei nach dem Kreuz, dachte aber nicht an eine Deckung.

Deshalb konnte mich die Faust auch treffen.

Es war ein knallharter Hieb, der mich brutal an der Stirn erwischte und mich einfach umhaute.

Nichts mehr war mir geblieben. Plötzlich zerfloß dieser Friedhof zu einem gewaltigen Schatten, in dem sich die Akteure einfach auflösten.

Prinz Mleh hatte doch gewonnen!

***

Das alles sah Suko von seinem Knochensessel aus und aus einer anderen Zeit.

Er konnte es nicht fassen, er war so schrecklich hilflos. Dieser verfluchte Friedhof sollte auch für seine beiden Freunde zum Grab werden. Der Abbé schaffte es nicht mehr, und auch John, der sich sehr bemühte, kriegte Probleme.

Er war zu erschöpft und bewegte sich auf den Templer und das Skelett zu wie jemand, der einen Schritt vor und zwei zurückgeht.

Er konnte nicht gewinnen!

Suko spürte in seinen Augen das Brennen. Er hätte sich zusammen mit seinen Waffen am liebsten in die andere Zeit hineingestürzt, was trotz seiner genauen Beobachtung leider nicht möglich war.

Alles lag zum Greifen nahe vor ihm, es war wunderbar, er brauchte nur…

Er konnte nicht…

»John - John - John…!« Immer wieder stieß er den Namen seines Freundes hervor. Erst leise, dann lauter, später schrie er ihn. Er sah nicht, daß der Wächter die Tür öffnete, in den Raum hineinschaute, sich aber irritiert wieder zurückzog.

Nur Suko sah.

Der Sessel konnte ihm nicht helfen, auch John nicht. Er war für Suko indirekt zu einem Folterinstrument geworden. Noch immer schaute er seinem Freund John zu, wie dieser sich bemühte, den Abbé zu befreien. Nicht weit entfernt lag die regungslose Gestalt des Totengräbers, um die herum vier Geier hockten und zuhackten.

John versuchte alles.

Er griff nach seinem Kreuz.

Schaffte er es?
Nein, er war nicht schnell genug und auch zu schwach.
Aber der Begriff Kreuz hatte bei Suko eine geistige Initialzündung ausgelöst. Der Gedanke war wie ein kerzengerader Blitz, und plötzlich versuchte er es.
Er dachte an seinen Stab, der ihm nicht helfen konnte. Aber er schlug bei diesem Gedanken eine Brücke zu John Sinclair und dessen Kreuz, denn auch John hatte mehr als einmal Sukos Stab als Waffe gegen das Böse eingesetzt.
In dem Augenblick, als das Skelett zuschlug und den Geisterjäger hart traf, setzte der Inspektor seinen Gedanken und die letzte Chance in die Tat um.
Er war es, der die Formel schrie, und er hoffte, daß seine Worte das Kreuz erreichten.
»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«
Damit war es gesagt.
Und dann erlebte Suko die Kraft der positiven Magie!

***

Hörte er ein Fauchen? Hörte er es nicht? Wurde er von seinem Platz auf dem Knochensessel fortgerissen, oder blieb er? Tauchte er selbst in die Vergangenheit ein oder…
Etwas blendete ihn.
Ein gleißender Punkt, der allerdings seine Kraft nicht nur auf eine Stelle konzentrierte, sondern seine Helligkeit über den alten Templer-Friedhof ausbreitete.
Etwas passierte.
Jemand zerrte an Suko.
Der Friedhof schien sich für einen Moment öffnen zu wollen wie ein Maul, aber das war eine Täuschung. Plötzlich verwandelte er sich in einen Kreisel, der Lift nahm noch stärker zu und entwickelte sich zu einer gewaltigen Sternenwolke, bevor die Magie es schaffte, die Brücke zwischen den Zeiten zu vernichten.
Schlagartig verschwand das Bild. Suko spürte den Schlag gegen seinen Hinterkopf, er fluchte und riß die Augen auf.
Was er sah, wunderte ihn nicht mal.
Er befand sich noch immer im Arbeitszimmer des Abbés. Nur saß er nicht mehr auf dem Stuhl, sondern direkt neben ihm, und er war bei seinem Ausrutscher mit dem Hinterkopf gegen die Sitzkante geprallt.
Tief atmete er aus.
Obwohl er nicht körperlich gekämpft hatte, fühlte er sich doch ziemlich ausgelaugt und kaputt. Er schwitzte, und in seinem Kopf fuhren die Gedanken Karussell.
Es war wie immer.

Kein John Sinclair, kein Abbé und auch kein silbrig leuchtendes Skelett. Alles umsonst?

Suko quälte sich auf die Beine. Er wollte seine trüben Gedanken zurückdenken und mit Logik an dieses letzte Ereignis herangehen. Er wußte genau, daß etwas geschehen war, nur gelang es ihm nicht, die Folgen dessen zu sehen.

Suko befand sich noch in der Bewegung, als er die überraschten Stimmen hörte. Sie waren nicht im Haus auf geklungen, sondern von draußen her. Wenn ihn nicht alles täuschte, dann…

Suko warf sich förmlich auf das Fenster zu. Er riß es auf, streckte seinen Kopf hinaus - und bekam große Augen. Einige Templer hatten das Haus verlassen, sie waren durch die Stimme des Wärters aufgeschreckt worden, aber nicht nur sie waren auf dem kleinen Platz vor dem Haus erschienen, auch andere.

Und Suko strahlte plötzlich, als er aus dem Fenster kletterte…

***

Ich lag auf dem Boden, sah noch immer die verdammte Knochenklaue vor mir, aber ich war nicht bewußtlos geworden. Ich spürte nur die Schwellung und den Druck in meinem Gesicht. Zudem gelang es mir zu denken, und ich stellte fest, daß ich auf dem Rücken lag, aber nicht mehr auf diesem weichen Untergrund.

Er hatte sich verändert, er war härter geworden. Mit diesem Bewußtsein öffnete ich die Augen.

Es war dunkel, aber es gab diesen impertinenten Leichengestank nicht mehr. Mich umfloß eine wunderbare kühle Luft, ich sah klare Gestirne hoch über mir. Dicht an meinem rechten Ohr vernahm ich ein abgehackt klingendes Keuchen: Der Abbé flüsterte meinen Namen.

Himmel, er lebte!

Ich richtete mich auf.

Auch ich lebte, wenn auch erschöpft, und ich schaute mich im Sitzen um.

Ich hörte die Stimmen der Männer. Aus Fenstern fallender Lichtschein traf mich. Männer kamen auf mich zu, manche sogar in Schlafanzügen. Sie sprachen davon, daß sie von einer mächtigen Lichterscheinung geweckt worden waren.

Das alles freute mich, denn in diesen Augenblicken war mir klar, daß ich aus der Vergangenheit zurückgekehrt war. Zwei Templer hoben den Abbé an, dessen Körper meine Sicht zur rechten Seite hin nicht mehr beschränkte. So konnte ich die auf dem Boden liegende Gestalt sehen.

Es war ein Mann, ein Verletzter, den ich vom Zelt zum Friedhof hingeschleppt hatte, und der nun einen Zeitsprung von einigen Hundert Jahren innerhalb kürzester Zeit hinter sich gebracht hatte.

Godwin de Salier befand sich bei uns!

Ich kam nicht dazu, länger drüber nachzudenken, denn ein bekanntes Lachen lenkte mich ab.

Suko war plötzlich da, rief meinen Namen und riß mich so heftig in die Höhe, daß mir schwindlig wurde. »John verdammt!« keuchte er. »John, das darf nicht wahr sein. Das ist… Himmel, das ist wie ein Wunder.«

»Nein, es *ist* eines«, murmelte er. Es war ja selbst unbegreifbar für mich, da mußte ein Schutzengel wirklich einen Feiertag gehabt haben, daß ich noch am Leben war.

»Was war denn los?« fragte ich Suko.

»Willst du das wirklich wissen?«

»Klar.«

»Nicht jetzt, laß uns ins Haus gehen.« Er lachte. »Da ist noch Wein, den wir trinken müssen.«

»Wein?« murmelte ich und wischte über meine Stirn. Ich war so dumpf im Kopf. Alles war so weit weg. Ich hatte mich noch immer nicht daran gewöhnt, in meiner normalen Welt und Zeit zu stehen.

Die Eindrücke des Lagers klangen noch zu sehr nach. Und sie zeigten sich auch wieder deutlicher, denn nicht weit entfernt wurde der verletzte Templer angehoben und ins Haus getragen.

Er hatte die Reise mitgemacht, der Abbé und ich ebenfalls, aber jemand fehlte noch.

Ich stemmte mich gegen Sukos Griff. Mein Freund wollte mich unbedingt ins Haus schaffen.

»Nicht, Suko, nicht. Da… da… ist noch etwas. Ich habe nachgezählt. Jemand fehlt.«

»Das Skelett«, flüsterte er.

»Ja, der Prinz.«

»Wie?«

»Das sage ich dir später.«

Es gab zwei Möglichkeiten. Entweder war Prinz Mleh im grellen Licht zerstrahlt, oder er hatte die magische Reise tatsächlich überstanden und war wieder in unserer Zeit gelandet.

Suko mußte wohl meinem Gesicht angesehen haben, welche Gedanken mich bedrückten. »Sorry, John, aber ich kann dir auch nicht helfen. Ich habe es nicht gesehen.«

»Wir müssen es wissen!«

»Sicher. Sonst beginnt alles wieder von vorn.«

Ich nickte verbissen, doch wir hatten Glück. Plötzlich erhellte sich die Dunkelheit in einer schmalen Einfahrt zwischen zwei Häusern schräg gegenüber. Es war kein normales Licht, dafür war es zu kalt.

»Da ist es!« rief ich.

Getäuscht hatte ich mich nicht. Wir brauchten nicht hinzulaufen,

denn aus dem Maul der Einfahrt löste sich der knöcherne Rächer, der eigentlich Prinz Mleh hieß…

***

Wer ihm alles zuschaute, wußte ich nicht, es war mir auch egal. Suko und ich jedenfalls hielten unsere Blicke auf das Skelett gerichtet, das sich von seinem Platz gelöst hatte und nun auf uns zukam.

Wie immer?

Nicht wie immer!

Erstens fehlte die Waffe in der rechten Klauenhand, und zweitens bewegte er sich so, als würde es aus dem Unsichtbaren und von mehreren Stellen zugleich starke Schläge bekommen. Es schwankte einmal nach rechts, dann wieder nach links, sackte auch mal in den Knien ein und hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten.

Und er strahlte viel heller als sonst. Es war zu einem blanken, irisierenden Gebilde geworden, in dessen Knochengerüst eine Kraft steckte, die dabei war, ihm die Kraft zu nehmen. Warum sonst hätte es so langsam auf uns zuschleichen sollen?

Es bekam die Knochenfüße nicht mehr hoch.

Wir taten nichts.

Plötzlich blieb es mitten in der Bewegung stehen. Nichts mehr regte sich. Nur das Flimmern innerhalb der Knochen war stärker geworden.

In diesem Augenblick wußte ich, was geschehen war. Die Gebeine des Prinzen hatten die lichtstarke Magie meines Kreuzes aufgefangen, und diese positive Kraft zerstörte den Verräter.

Vor unseren Augen brach es auf der Stelle zusammen. Da knackten und brachen keine Knöchel, wir hörten höchstens ein leises Rieseln, denn der Prinz verwandelte sich in einen hellen, silbrig schimmernden Staub, der vom Nachtwind erfaßt und wie Zuckerkristalle über den Boden geweht wurde.

»Das war das Ende«, sagte ich.

»Okay, nehmen wir es hin«, meinte Suko.

Dann gingen wir ins Haus.

***

Wir fanden unseren Freund Abbé Bloch bei dem Mann, den ich auf den Friedhof geschleppt hatte.

Er lag auf einer Couch in Blochs Arbeitszimmer, wußte nicht, was geschehen war, und seine Augen leuchteten auf, als ich den Raum betrat und er mich erkannte.

»Auch du lebst?«

»Ja, Godwin, und ich habe auch nicht vor, so schnell zu sterben. Das gleiche gilt übrigens für dich.«

Er lächelte.

Ich legte ihm eine Hand auf die Stirn. Sie war sehr heiß. Ein Zeichen,

daß er unter Fieber litt.

Er hatte schon etwas getrunken. Wir alle rieten ihm zu einem langen Schlaf.

»Das werde ich tun, aber ich bin…«

»Um deine Verletzungen wird man sich kümmern, während du schläfst«, versprach der Abbé.

»Glaub mir, sie werden schnell heilen. In unserer Zeit ist so etwas möglich.«

»Ja«, murmelte Godwin de Salier, die Augen schon halb geschlossen. »In unserer, in meiner Zeit…«

Dann war er eingeschlafen.

Der Abbé lächelte uns an. Er wollte etwas sagen, ich aber deutete auf Suko. »Daß wir hier sind, verdanken wir ihm.«

Auch Bloch wußte es. Er wollte ihn ansprechen, aber Suko hatte die kurze Zeitspanne genutzt und war blitzartig aus dem Zimmer gehuscht. Dank machte ihn verlegen, und darin zeigte sich letztendlich auch die Größe eines Menschen…

ENDE des Zweiteilers